

M A I 1 9 3 3
59. J A H R G A N G

DEUTSCHE RUNDSCHAU

HERAUSGEGEBEN
VON RUDOLF PECHEL

DEUTSCHE RUNDSCHAU G. M. B. H. / BERLIN
EINZELHEFT M. 1.—
PRO QUARTAL M. 2.75

INHALTSVERZEICHNIS

	Seite
KARL HAUSHOFER ¹ Bismarcks Außen-Erbe	69
WALDEMAR HÖFFDING Amerikas Umkehr	73
LEO STERNBERG Der Rhein unter europäischer Kontrolle?	78
ARVID BRODERSEN Henrik Steffens und der deutsche Freiheitskampf	85
JULIUS ZERZER Die Krähe. Erzählung	90
WERNER DEUBEL Genügt „Idealismus“ zur Deutschen Erneuerung?	96
HANS PRINZHORN Der Kampf um Ludwig Klages	103
CARL HAENSEL Zur Krisis unseres Strafrechts.	111
PAUL BERNHARD Johannes Brahms. Geboren am 7. Mai 1833	116
PAUL FECHTER Die Auswechslung der Literaturen	120
LITERARISCHE RUNDSCAU	
Rudolf Pechel: Carl Haensels Münchhausen	123
Hans Kraus: Persönlichkeitspsychologie	123
D. R. Neue Bücher	125
POLITISCHE RUNDSCAU	128
VOR DEM SCHNELLRICHTER	130

DEUTSCHE RUNDSCHAU

im Jahre 1874 von Julius Rodenberg
gegründet, erscheint in Monatsheften
am 1. eines jeden Monats.

Preis pro Heft 1.— Mark • vierteljährlich 2.75 Mark
halbjährlich 5.25 Mark • Jahresbezug 10.— Mark

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen, durch jede Postanstalt oder direkt vom Verlag.
Alle Zusendungen werden ohne Nennung eines persönlichen Empfängers an die Schrift-
leitung, Berlin SW 68, Ritterstraße 51, erbeten. Für unverlangte Manuskripte ohne Rück-
porto wird keine Gewähr übernommen. Anfragen ist Rückporto beizufügen.

Bankkonto: Deutsche Bank und Discontogesellschaft, Depositenkasse J 2, Berlin SW 19,
Jerusalemmer Straße 65-66 / Postscheck-Konten: Berlin NW 7 Nr. 595 01
und Leipzig Nr. 4531 / Fernsprecher: Amt Dönhoff A 7 Nr. 7450 und 80 56

Drei wichtige Neuerscheinungen

FRANK THIESS **Johanna und Esther**

Eine Chronik ländlicher Ereignisse

Roman

1.—20. Tausend

Dieser prächtige Roman ist ein Lobgesang auf deutsches Land und die verwandelnde Macht deutscher Erde.

Ganzleinenband Mark 7.—

ERICH EBERMAYER **Werkzeug in Gottes Hand**

Roman

1.—5. Tausend

Eine Dichtung, erwachsen aus deutscher Landschaft und einem echt deutschen Ringen um die Dinge der Seele.

Ganzleinenband Mark 7.—

PAUL FRISCHAUER **Prinz Eugen**

Ein Mensch und hundert Jahre Geschichte

Mit 55 Abbildungen

1.—5. Tausend

Das abenteuerlich erregende Leben eines Genies, des Retters des von Ost und West bedrohten Deutschen Reiches.

Ganzleinenband Mark 9.50

PAUL ZSOLNAY VERLAG / BERLIN

ZWEI DEUTSCHE WELTERFOLGER

IN VIELEN SPRACHEN

DAS GRIMMINGTOR

ROMAN VON PAULA GROGGER

Ein Nationalepos des deutschen Volkes

Neue Volksausgabe ungekürzt nur RM. 3.75

„In sieben Jahren hat dieses Buch seinen Ruhmeslauf um die ganze Erde vollendet. Jetzt erscheint es in einer wohlfeilen Ausgabe, und nun erst redstrahlt sein Licht siegreich über das ganze deutsche Sprachgebiet; das dichterische Kunstwerk wird zum Volksgut!“

„Es gilt, die frohe Botschaft zu sagen, daß unserem Land und unserem Volk Heil widerfahren ist, weil aus seinen Gründen ein solches wirkliche Wunder der Volkheit erblühte.“

Univers.-Professor Dr. V. von Geramb im „Grazer Tagblatt“

Das berühmteste deutsche Kinderbuch unserer Zeit

DIE LIEDERFIBEL

Die 36 schönsten deutschen Kinderlieder und -spiele
in Noten und Bildernoten dargestellt

VON HERIBERT UND JOHANNES GRÜGER

Band I und Neue Folge je RM. 3.85

Generalmusikdirektor Professor Dr. Max von Schilling

„Ich glaube, daß die Liederfibel der kindlichen Seele den Weg zu Musik wie in ein schönes Märchenland weisen kann.“

Generalmusikdirektor Professor Dr. Hans Pfitzner

„Ein ganz reizendes Geschenk für Kinder, in das auch Erwachsene gerne hineinschauen werden. Die anschauliche Kongruenz der Bilder mit den Noten ist auch pädagogisch ein sehr glücklicher Gedanke.“

Generalmusikdirektor Professor Dr. Richard Strauss

„Das ebenso reizende wie neuartige Kinderbuch hätte zu keinem besseren Zeitpunkt erscheinen können. Ich bin von dieser neuen Form ganz entzückt.“

Deutsche Auflage über 100 000 Exemplare

In jeder guten Buchhandlung vorrätig

Ostdeutsche Verlagsanstalt • Breslau

Karl Haushofer Bismarcks Außen-Erbe *)

„Mi manca Bismarck!“ — „Mir fehlt ein Bismarck!“ — Dieser klagende Ausruf ist uns nicht etwa bald nach Bismarcks Entmachtung von seinen letzten Herren oder seinem druckentlasteten, nicht mehr zu heroischer Haltung gezwungenen Außenamt überliefert, sondern von dem Diplomaten-Papst Leo XIII., von dem, der vielleicht Bismarcks größter staatsmännischer Gegner war! Sicher galt dieser Sehnsuchtsruf von solcher Seite auch nicht den Kürassier-Stulpen des „eisernen Kanzlers“ — die so oft in äußerlich waffenrassehenden, innerlich unsicheren Zeiten nebst den hohen Stiefeln als Hauptkennzeichen des Reichsgründers des kleindeutschen zweiten Reiches gepriesen wurden — sondern den wunderbar feinen Händen darin mit dem hochentwickelten Fingerspitzengefühl. Sie lenkten von innen den Griff der Reiterhandschuhe, der so stählern straff und dann wieder so verbindlich führend und tastend sein konnte, bis der Bau vollendet stand, der aus unwahrscheinlichen Schwierigkeiten so selbstverständlich zu erwachsen schien, daß viele für selbstverständlich und einfach hielten, was nur ein wunderbares außenpolitisches Kunstwerk war, überlastet, mit trügerischem Gleichgewicht.

Als Rörgler galt, wer unser zweites Reich als die politische „Eintagsfliege“ in Mitteleuropa erkannte und mahnte, daß sie entweder wachsen müsse oder kleiner werden würde, aber nicht so bleiben könne, wie sie war.

Was blieb uns bis heute von jenem außenpolitischen Werk, von jenem Erbe, von außen gesehen, im Lebensraum und Aufbau mit unerbittlicher Ehrlichkeit betrachtet? „Ein Trümmersfeld ohnegleichen“, sagen die heutigen Erben Bismarckschen Geistes und Sinnes; so sagte wohl auch mit dem herben Sarkasmus und Wirklichkeitsinn, der ihm eigen war, der alte Bismarck selbst! Aber auch er hatte ja bedenkliche Bauten übernommen und harten Sinnes geprüft, was Grundgemäuer von Tragkraft war und was zu beseitigender Bauschutt, Müll oder Werkstoff. Vor allem hatte er seine Gegenspieler durchschaut und ein Lehrbuch der politischen Psychologie hinterlassen, das nur eines nicht vertrug: Versuche mechanischer Nachahmung statt des Einfühlens in den Geist des Werks.

Wer heute diese Gedanken und Erinnerungen, das kostbarste Lehrbuch außen- und innenpolitischen Denkens, das Deutsche besitzen, an sich vorüberziehen läßt, der darf nicht vergessen, daß sie von einer der genialsten, aber auch launenvollsten und sprunghaftesten Künstlernaturen stammen, die deutsche Erde jemals

*) Erstmalig gesprochen im Bayerischen Rundfunk am Bismarck-Tag-Vorabend 1933.

getragen hatte. Zunftmäßige Laufbahn war Bismarck fremd: er hat sie nur ganz oben, beim Gesandten, Botschafter, Ministerpräsidenten gekannt, ganz unten mißmutig verlassen, um dazwischen der „tolle Bismarck“ zu sein, ungehemmt in seiner Werbeglut, am ehesten noch, trotz seiner Abneigung dagegen, das Vorbild einer parlamentarischen „Karriere“! Am längsten studiert hat er, als Feinde, die österreichische Bundestags- und die eigene Bürokratie, am überlegensten beherrscht die Kraftlinie Petersburg—Paris, mit der problematischen Persönlichkeit des dritten Napoleon; weniger schon die andere Komponente London—Wien, weil er hier Volksstimmungen, namentlich der Deutschen in Oesterreich, an den Puls hätte fühlen müssen, für dessen bald leiseren, bald stürmischeren Gang er nicht die gleiche Fernhörigkeit hatte wie für Kanzler und Dynastien.

Das europäische Kraftlinien-System aber, an dem Bismarck orientiert war, das hat sich so gründlich geändert, daß keine seiner Kombinationen in technischer Hinsicht auch heute noch gilt, oder nur auch möglich wäre. Am gründlichsten zerbrach die innere Linie Petersburg—Berlin und gar das Dreieck des alten Dreikaiserbundes. Hatte doch schon Nikolaus I. auf die verfängliche Frage, wer die zwei dümmsten Könige von Polen gewesen seien, die nur ihm erlaubte, die jornige Antwort gegeben: „Ich und Johann Sobieski — weil wir Wien gerettet haben“, und einem französischen Gesandten bedeutet: „Käme jemals das gefährliche Ding, genannt deutsche Einheit, zustande, so wäre es Ihre Sache und die meine, dagegen gemeinsam zu kämpfen.“ So brüchig also war der bestgenutzte Hebel Bismarckscher Europa-Politik damals schon!

Um so heller strahlt die Leistung, die er trotzdem damit vollbrachte, die Lehre von der Unzuverlässigkeit Rußlands als Bundesgenosse und seiner Verwendbarkeit trotzdem um ein glänzendes Beispiel bereichernd!

Noch eine andere Lehre Bismarcks, die sich unvergänglich aus dem Schutt der zerstörten Staats- und Volksgrenzen Mitteleuropas erhebt, steht so unverrückbar wie ein Sternbild in dunkler Nacht, als außenpolitischer Führer auch über dem dritten Reich: „Befreite Völker pflegen nicht dankbar, sondern anspruchsvoll zu sein!“ Sie ist ein Schlüssel für die Gründe des Verlustes der abgerissenen Nordhälfte Schlesiens; sie flammt riesengroß über dem polnischen Befreiungsband an der Weichsel, dem litauischen am Nemelstrom, über den Franzosenköpfen im Elsaß, die, wie der „Sans im Schnakenloch“, im Augenblick des Einmarsches der französischen Befreier sählings ihre von 1870 bis 1918 vergessenen Schwobeköpfe wieder entdeckten.

Aber sie wirft auch eine peinliche Sella über die Proklamationen, mit denen die preussische Kommandantur in Prag 1866 das böhmische Staatsrecht und die „ruhmreiche“ tschechische Nation — wie es in dem unglücklichen Wortlaut hieß — gegen Franz Josef wachgerufen hatte, der doch kurz vorher ausgerufen hatte: „Ich bin doch auch ein deutscher Fürst!“ Das waren böse Proklamationen, von Handlangern, die ihren Meister nicht verstanden — die der erste geistige Zerstörer Großösterreichs, der Franzose André Chéradame, schon 1901 in seinem Gistbuch abgedruckt hat: „L'Europe et la question d'Autriche“, wo zwanzig Jahre vorher die Unterminierungsarbeit vom Weltkriegsende offenbar wurde. Diese unheilvolle Art, weil sie volkspolitisch, nicht staatspolitisch arbeitete, entging auch Bismarcks Vertretern in Wien, ebenso wie die Not der Deutschen dort! Als Bismarck 1866 mit der Legion Klapka spielte, ahnte auch er nicht, daß er damit in der Ouvertüre zum ungarischen Ausgleich zur Vernichtung der deutschen Donauausstellung mitgeigte, so wenig, wie später, als er die Deutschen Böhmens ermahnte, gute Diener der sich entgliedernden Donaumonarchie zu bleiben.

So stand auch ihm in grenz- und auslanddeutschen Fragen vieles auf dem Papier, was nicht im Leben war, und vieles blieb unbekannt und ungenutzt, was dennoch lebte. Freilich erstarrte später zu trügerischen Ecksteinen deutscher Außenpolitik, was von Bismarck selbst nur als Aushilfe gedacht war, die ihm nicht die Knochen eines pommerischen Grenadiers wert schien, wie manche Balkanfrage.

Vollkommen verändert ist seit Bismarcks Werk die Ausdehnung des weltpolitischen Raumes, in dem Druck- und Schubwirkungen heute weltüber hin und her gehen. Drei heute jedem Zeitungsleser selbstverständliche Probleme zuden nur wie fernes Wetterleuchten durch seine politische Tat: das Herinwirken Amerikas nach Europa mit ungeheurem Druck, aber ohne jede Verantwortung; die Drehung des russischen Machtgesichts nach seiner asiatischen Seite und die Abtrennung der europäischen Rückfront des einstigen Zarenreichs von Mitteleuropa durch eine westslawische Zerrungszone mit französischer Rückendeckung; der Gegendruck Mittel- und Ost-Asiens in das alte Großmachtgefüge hinein, der das Britenreich in einer Generation fast mit dem britischen Spottnamen des alten Habsburgerstaates beehrte „das wacklige Reich“ [ramshakle empire].

Das amerikanische Wetterleuchten war in Bismarcks Leben aufgezuckt, als er den alten Achtundvierziger Karl Schurz empfing, der nicht, wie die Iren, ein Hebel ihrer Heimat jenseits des Atlantik geblieben war, sondern als Senator — trotz gewisser Mutterlandsgefühle — von den Vankees eingeschmolzen wurde: ein böses Vorzeichen für die Haltung der 30 deutschstämmigen Millionen im nordamerikanischen Volkskörper während des Weltkrieges.

Das Herumwenden Russlands nach Osten hatte Bismarck selbst noch miterlebt, wohl geglaubt, damit — ähnlich wie durch die Förderung von Frankreichs Ueberseereich — Entlastungen anbahnen zu können, aber der Starke hatte wohl nie für möglich gehalten, daß ein Selbstherrscher so wenig Selbstherrscher sein könne wie Nikolaus der Letzte, nachdem Bismarck selbst Nikolaus I., den schwankenden Charakter seines Sohnes Alexander II. erkannt und doch selbst dem finsternen Alexander III. Achtung abgezwungen hatte — bei allem Zweifel an die Dauer seiner Macht. Das ostasiatische Feuerchen an Russlands damaliger Hintertür freilich — das hatte erst dem Entmachteten ein Besuch aus dem Osten in seiner unheimlichen Wärme klar gemacht; und seine europacentrischen Nachfolger hatten ihre Möglichkeiten dort nicht begriffen, ja selbst zerstört, was dennoch entstanden war. So fanden sie eine Welt als Feind, wo sie nur auf einen Zweibund gefaßt waren, den Bismarck so lange hintangehalten hatte.

So war schon das Kraftfeld, in dem sich das zweite Reich gegen einen Weltsturm zu behaupten hatte, weit über den nur europäischen Linienumriß hinaus geweitet, in den Bismarck einst den Bauplan des zweiten Reichs hineingearbeitet hatte, als er die Hoffnung ausdrückte: „Sehen wir Deutschland nur in den Sattel — reiten wird es schon können!“ — Es zeigte sich, daß Bismarcks Nachfahren über den Bereich seiner Longe hinaus das Feld nicht beherrschten: nicht einmal die von ihm vererbten, weltumspannenden Kolonialreichs-Ansätze!

Beispielgebend also ist weit mehr sein Bauwille, als sein Bauplan — um so mehr, als das schwerstumkämpfte Großkulturvolk der Welt erst in seiner Todesgefahr die ungeheure Erweiterung seiner Seelenkraft erkannte, die ihm über den staatspolitischen Bau des zweiten Reiches hinaus für sein drittes aus dem Grenz- und Ausland-Deutschtum zuströmte und in seiner Volkspolitik die Rauntiefen des alten ersten Kaiserreichs und seiner weiten Marken aufleuchten ließ. Der Kampf mit der ganzen Wucht unwägbarer Werte, der

„Imponderabilien“, wie er sie nannte, hinter sich, gegen alles Mechanische in Raum und Zahl war es aber gewesen, in dem der Schmied des zweiten Reiches so einsam, so unverstanden und gerade deshalb so vorbildlich für das heutige Geschlecht geblieben war. Dieses Vorbild dauert; und heute wenigstens hätte Bismarck sich nicht darüber zu beklagen gebraucht, daß dieses einfältige Federvieh der deutschen Presse nicht begreife, daß er seine heiligsten Wünsche und höchsten Ziele erfüllen wolle.

Darin zeigt sich, wie weit von einer sturmgeprüften Geschlechtsfolge ein großer Teil der Reibungen überwunden ist, die sich Bismarcks Werk noch so mächtig entgegentürmten, daß er Kompromisse mit Vergangenheit und Auslandsmächten schließen mußte und darüber Kräfte der Zukunft seines Volks nicht spielen lassen konnte. So furchtbar die Ahnung des Zusammenbruchs seines Außenerbes in der ihm entwundenen technischen Gestalt ihm die Todesstunde belastete, so gewiß hätte ihm die Wiederauferstehung des seelischen und persönlichen Gehalts an seinem Werk nach so viel Prüfung die Seele erhoben und echtes Gold im Feuer klar gezeigt: denn sein Wille macht den Menschen groß und klein — nicht der technische Erfolg seiner Tat.

München besitzt einen politischen Schatz, der als solcher wenig bekannt ist, noch weniger zur Erziehung künftiger Geschlechter aufgesucht wird. Das ist Bismarcks letztes Gesicht, an seinem Totenbett von Franz von Lenbach gemalt, als innerstes Heiligtum in seiner einstigen Künstler-Werkstatt aufgebaut — aufgebahrt. In diesem furchtbar wissenden Antlitz steht alle Not unserer Zeit und die Befreiung aus ihr durch eisernen, Tod und Not überwindenden Trost geschrieben. Bismarck durchstand den Einkreisungskampf Deutschlands mit ihm in seiner Todesnot und sah oft zuvor und erst recht in dieser Stunde den Fall seines Werkes, seiner Zeit, die grundstürzende Veränderung, Welterweiterung des europäischen Kraftfeldes, in dem er gebaut hatte, und das allein er souverän beherrschte.

In diesem Totengesicht steht auch geschrieben, daß er als erster die alten Tafeln zerbrochen hätte, wenn sie dem Werk der Zukunft Eintrag taten. Alte Tafeln zu zerbrechen, obwohl er sie liebte und schmerzlich ihren Sturz empfand, war ja doch auch seine härteste Pflicht gewesen; härter vielleicht, weil er als Sohn seiner Zeit staatspolitisch und kleindeutsch, nicht volkspolitisch und großdeutsch dachte, vielleicht denken mußte. So erschien ihm vor dem hellen Licht der wiedergewonnenen Nordmark, des Brudersiegs von Königgrätz, des besetzten, ein halbes Leben lang gefürchteten Keils von Weissenburg, des Schutzes von Straßburg und Meh' unklar, in schonendem Dunkel: das preisgegebene Grenz- und Auslandsdeutschtum im Osten, das den Russen geopfert, Baltentum, der aus dem 1866 neu geweckten böhmischen Staatsrecht vorspringende Keil von Eger, der Zwölf-Millionen-Verlust im Habsburgerstaat. Er glaubte, staatspolitisch sichern zu können, was er volkspolitisch zum Teil mit eigener Hand geopfert hatte. Erst der Entmachtete hatte das Wiederaufstehen Polens aus mitteleuropäischer Sentimentalität, den Druck auf Europa aus überseeischen Spannungen eines asiatisierten Russenreichs, das Vordringen Amerikas und Japans voll geahnt, vor dem Anspruch an Stelle des Danks besetzter Völker gewarnt; er wußte, daß die technischen Voraussetzungen seiner Tat entchwanden, nur unvergänglich das große persönliche Beispiel geblieben war. Das allein ist das Vermächtnis dieses letzten Gesichts an sein Volk — in seiner Ehre und Größe mehr als genug!

Waldemar Höffding

Amerikas Umkehr

I.

Nach dem Zusammenbruch der „Prosperity“-Ära siegte in den Vereinigten Staaten die Isolierungspolitik. Man sah eine der Hauptursachen des Zusammenbruchs darin, daß Amerika sich auf das dünne Eis der internationalen Politik und vor allem der ausländischen Kapitalinvestitionen zu weit hinausgewagt hatte. Dementsprechend erblickte man das Heilmittel gegen den schweren wirtschaftlichen Kahnschmerz wenn nicht in einer bewußten Autarkiepolitik, so wenigstens in einer stärkeren Einstellung auf den Binnenmarkt, in einer Verdammung internationaler Finanzabenteuer.

Diese neue Einstellung der amerikanischen Politik kam zum Ausdruck in dem hochschutzzöllnerischen Tarif von 1930, in der intransigenten Haltung der amerikanischen Regierung gegenüber den interalliierten Kriegsschulden und in der besonders aus den Reihen des Senats geführten Kampagne gegen die Auswüchse der ausländischen Anleihevergebung. Bei diesem Umschwung in der amerikanischen Politik wurde das deutsche Reich sowohl durch die Absperrung des amerikanischen Marktes für deutsche Waren wie durch die plötzliche Einstellung des amerikanischen Kapitalexports getroffen.

Seit dem Amtsantritt Roosevelts ist ein neuer Zug der amerikanischen Außen- und Handelspolitik unerkennbar. Amerika ist im Begriff, aus seiner Isolierung wieder in das breitere Fahrwasser der internationalen Politik einzubiegen. Dies geht nicht nur aus den programmatischen Äußerungen Roosevelts vor der Wahl hervor, sondern auch — mit viel größerer Klarheit und Schärfe — aus den kürzlichen Erklärungen des neuen Staatssekretärs Hull. Dieser Schwenkung der amerikanischen politischen Linie liegt die Erkenntnis zugrunde, daß trotz der relativ großen Bedeutung des Binnenmarktes für die amerikanische Wirtschaft (etwa im Vergleich mit Deutschland und England) auch das amerikanische Preisniveau letzten Endes international bedingt ist, und daß eine noch so dichte Abschließung von der fremden Einfuhr das Problem nicht zu lösen imstande ist (erst recht da, wo es sich um ausgesprochene Exportwaren handelt — Baumwolle, Petroleum, Kupfer). Von ganz besonderer Bedeutung ist die in den Äußerungen des Staatssekretärs Hull mit aner kennenswerter Offenheit ausgesprochene Meinung, daß der amerikanische Superprotektionismus, wie er im Zolltarif 1930 zum Ausdruck kam, eine nicht geringe Schuld an der Verschärfung der Weltkriege, an der Erhöhung der Zollschranken in der ganzen Welt und schließlich an dem katastrophalen Schrumpfungsprozeß des Welthandels überhaupt hatte.

II.

Wenn nicht alle Anzeichen trügen, ist die neue amerikanische Regierung entschlossen, die Krise von der internationalen Seite her anzugreifen. Das kommt unter anderem darin zum Ausdruck, daß Präsident Roosevelt nunmehr die Führung der Vorbereitungsarbeiten zu der Weltwirtschaftskonferenz fest in die Hand nimmt. Aber alle Konferenzen werden nicht in der Lage sein, die aus ihren Fugen geratenen weltwirtschaftlichen Beziehungen wieder einzurenken — zumal in einer Welt, die mit Recht konferenzzmüde und konferenzzskeptisch geworden ist — solange der wirtschaftliche Vereinigungsprozeß in den einzelnen Ländern nicht zu Ende geführt ist. Denn auch hier gilt das Primat der Nationalwirtschaft. Zur Genesung des Ganzen ist eine vorherige Genesung der einzelnen Glieder notwendig.

Wie steht es in dieser Beziehung mit der amerikanischen Wirtschaft selbst? Ist dort das „Großprelnemachen“ zu Ende geführt oder steht es wenigstens vor dem Abschluß? Hat Amerika sein eigenes Haus so weit in Ordnung gebracht, daß es berechtigt wäre, die Führung in der Wiederbelebung der Weltwirtschaft mit Aussicht auf Erfolg zu übernehmen?

Das wirtschaftliche Grundübel, gegen das Amerika in den letzten Jahren zu kämpfen hatte, ist nicht spezifisch amerikanisch. Es ist dasselbe wie in den übrigen Ländern der Welt. Die Krise hat ein katastrophal gesunkenes Preisniveau hinterlassen, für das die öffentliche und private Schuldenlast, die unter ganz anderen Verhältnissen entstanden ist, einfach nicht tragbar ist. Wenn in dieser Beziehung kein Artunterschied zwischen Amerika und der übrigen Welt bestand, so gab es wohl einen Gradunterschied, insofern, als die Diskrepanz zwischen dem gesunkenen Preisniveau und dem aus der Prosperitätszeit überlieferten Schuldenüberbau der Wirtschaft wohl in keinem Lande so groß war wie in Amerika.

Zum Ausgleich dieses Mißverhältnisses gab und gibt es nur zwei Wege — entweder Erhöhung des Preisniveaus oder Abwertung der Schulden auf ein tragbares Maß, ihre Anpassung an die herabgesunkenen Preise. Es liegt auf der Hand, daß von diesen beiden Methoden die letztere die schmerzvollere ist, und daß sowohl Wirtschaft wie Politik diesen Weg im gleichen Maß scheuen. Kein Wunder daher, daß Hoover und seine Regierung zuerst den ersten Weg, den Weg der Preiserhöhung einzuschlagen versuchten. Als Mittel hierzu sollte dienen: erstens eine Preisregulierungspolitik, eine Verknappung des augenblicklichen Angebots nicht durch Einschränkung der Produktion, sondern durch Aufkaufen und vorübergehende Zurückziehung größerer Warenmengen vom Markte; und zweitens eine Kreditexpansion, ein „Sineinpumpen“ von neuer Kaufkraft in den Verkehr durch das Mittel der Krediterweiterung. Zwei von Hoover ad hoc geschaffene Behörden symbolisieren gewissermaßen diese Politik. Diese waren das Farm Board für die landwirtschaftliche Hilfe und die „Refico“ (Reconstruction Finance Corporation) für den Kredit.

Beide wurden ein eklatantes Glaslo. Das Aufkaufen von Riesenmengen Weizen und Baumwolle mit Staatsmitteln vermochte nicht die Preise zu heben. Die magazinierten Warenmengen übten vielmehr einen ständigen, wenn auch latenten Druck auf die Marktpreise aus. Insofern die Preise künstlich gestützt wurden, reizten sie geradezu die Landwirte zur Erhöhung bzw. zur Beibehaltung der Anbauflächen zu einer Zeit, wo nur eine rigorose Anbaueinschränkung eine wirkliche Sanierung der Verhältnisse herbeiführen konnte. Ebenfalls trugen die Millionendarlehen der Refico zur Stützung und Erhöhung der Liquidität gefährdeter Banken und Eisenbahnen bei, aber sie vermochten nicht — und das war doch schließlich der Zweck der Uebung — den letzten Kreditnehmer, den Produzenten, dazu zu bewegen, bei fallenden Preisen seine Produktion, seinen Umsatz mit geborgtem Geld zu erhöhen.

An das Problem des Ausgleichs durch Mittel der Schuldenabwertung wagten sich Hoover und seine Regierung nicht heran. Dieser Liquidationsprozeß ging natürlich „anarchisch“ durch Konkurse und Vergleiche ungehindert vor sich, konnte aber allein das Problem nicht lösen. Ein Zwangseingriff in das Zinsniveau von Staats wegen, etwa im Sinne der Brünningschen Notverordnungen, stand noch in zu krassem Widerspruch zu den hergebrachten amerikanischen wirtschaftlichen und rechtlichen Anschauungen, als daß sich eine Regierung in dem damaligen Stadium der Krise zu einem solchen Schritt entschließen konnte.

III.

Als dieser Prozeß der natürlichen Liquidation — Deflation der Preise und Deflation der Schulden — nicht die Rettung herbeizuführen vermochte, erschien das Wort Inflation

Immer öfter in der öffentlichen Diskussion. Zuerst als eine irgendwo im Hintergrunde lauende Gefahr von weiten Kreisen der Bevölkerung betrachtet, wurde sie allmählich als bewußtes Heilmittel gegen die Wirtschaftsnot von ganzen Interessentengruppen gefordert. Die Farmerorganisationen erhoben laut die Forderung nach einer „manipulierten Inflation“, die Zahl der offenen Befürworter inflationistischer Maßnahmen im Kongreß nahm — und nimmt immer noch — zusehends zu. Zwar vermied Roosevelt sowohl im Laufe der Präsidentschaftskampagne wie in seiner Inauguralbotschaft vom 4. März offen und bestimmt zum Inflationsproblem Stellung zu nehmen. Doch es war kein Geheimnis, daß viele seiner einflußreichen Berater und Anhänger für eine Anwendung der Inflationskur eintraten. Diese Erörterungen hatten zuerst das eine Ergebnis: sie führten zu einer panikartigen Beunruhigung der öffentlichen Meinung. Sie veranlaßten die Bankpanik, die kurz vor Roosevelts Amtsantritt zum Ausbruch kam.

Der Ausbruch der Panik selbst war für keinen Einsichtigen überraschend. Ueber-
raschend aber, und zwar in höchstem Grade, war die Leichtigkeit, mit der die Panik überwunden wurde dank den von der neuen Regierung ergriffenen Maßnahmen. Bei dieser Gelegenheit zeigte es sich nochmals, welche große Rolle bei derartigen Vorgängen das Psychologische, das Stimmungsmäßige spielt, und zwar sowohl im negativen wie im positiven Sinne. Besonders bezeichnend in dieser Beziehung ist die Tatsache, daß von den zwei Milliarden Dollars Notgeld, welche in aller Eile von der Staatsdruckerei hergestellt wurden, kaum einige Millionen tatsächlich in Umlauf gebracht zu werden brauchten. Nicht minder verblüffend waren die Massentrückzahlungen von vorher gehamstertem Gold, welche zweifellos nicht soviel durch Androhung von Strafmaßnahmen gegen Goldhamsterer, als durch die Wiederkehr des Vertrauens verursacht wurden.

Der Ausbruch der akuten Bankkrise hatte auf jeden Fall die eine gute Wirkung, daß das schon lange notwendig gewordene „Großreinemachen“ im stark zersplitterten amerikanischen Bankwesen nicht mehr aufgeschoben werden konnte. Das vorläufige zahlen-
mäßige Ergebnis der Ueberwindung der Bankkrise kommt in den Zahlen zum Ausdruck, nach denen im ganzen 12 700 Banken mit 26 Milliarden Dollars Depositen ihre Schalter wieder geöffnet haben, während 5000 Banken mit 4 Milliarden Depositen — wenigstens vorläufig — geschlossen bleiben. Die Wahrscheinlichkeit spricht jedenfalls dafür, daß die meisten von diesen 5000 Banken der notwendig gewordenen Säuberungsaktion zum Opfer fallen müssen. Eine noch offene Frage ist es, ob die von der Bundesregierung ernannten Bankkommissare, die sogenannten „conservators“, nicht vielen Banken eine gute Zensur erteilt haben, die vielleicht besser geschlossen geblieben wären und deren Lebensfähigkeit noch zumindest zweifelhaft ist.

Von Wichtigkeit ist die Feststellung, daß die erste bedeutende Maßnahme der neuen Regierung in ihrer Auswirkung deflationistisch war — insofern als mehrere Milliarden Depositen annulliert oder stark abgeschrieben werden mußten. Es ist aber anzunehmen, daß nach der Beendigung des deflationistischen Vereinigungsprozesses das Problem einer „manipulierten Inflation“, als Mittel einer Wirtschaftsbelebung auf neuer Grundlage, in irgendwelcher Form wiederauftauchen wird. Man wünscht die Inflation oder eine Devaluation (Herabsetzung des Goldwertes des Dollars), aber wenn sie bisher nicht wirklich geworden ist, so hauptsächlich aus dem Grunde, weil man sich über die Mittel und Formen einer solchen „ungefährlichen“ Inflation nicht einigen konnte. Dem Dollar droht keine unmittelbare Gefahr von der Seite der Zahlungsbilanz her, wenn man von einem immer möglichen Ausbruch der Kapitalflucht absieht, aber eine absichtliche Entwertung des Dollars bleibt noch immer als ein Drohmittel, das die Regierung in Reserve hält, besonders für den Fall, daß in den kommenden Wirtschaftsverhandlungen England nicht zu einer Rückkehr zur Goldwährung oder wenigstens zu einer Anlehnung des Pfundes an das Gold zu bewegen wäre.

Die Ereignisse der zweiten Aprilhälfte — das Goldausfuhrverbot Amerikas und das Abgleiten des Dollars von der Goldparität — zeigen, daß Roosevelt entschlossen ist, von dieser zweischneidigen und gefährlichen Waffe Gebrauch zu machen.

Die amerikanische Situation, wie sie durch die letzten Maßnahmen Roosevelts geschaffen wurde, ist aber wenigstens in einer bedeutenden Hinsicht verschieden von derjenigen Englands nach Aufgabe der Goldwährung im Herbst 1931. England ist es im großen und ganzen gelungen, trotz der Aufgabe des Goldstandards, das Preis- und Lohnniveau im Innern zu halten und somit von der exportfördernden Wirkung der Pfund-entwertung entsprechenden Nutzen zu ziehen.

Im Gegensatz hierzu stellt der Schritt der amerikanischen Regierung eine Kapitulation Roosevelts vor dem Druck der inflationistischen Interessen im eigenen Lande dar. Abgesehen von den sonstigen geplanten währungs-inflationistischen Maßnahmen, erwartet man, daß das Aufgeben des Goldstandards die inländischen Preise heben wird. Hierzu würde auch, wie bereits die Erfahrungen der ersten Tage lehren, der Ausbruch einer „Inflationspsychose“ — Flucht in die Sachwerte und Effektläufe — genügen. Mit anderen Worten, die „exportfördernde“ Wirkung der Währungs-entwertung kann im Falle Amerikas sehr wohl durch die (beabsichtigte!) Steigerung der Binnenpreise aufgehoben werden. Insofern als dies geschieht, wird die hauptsächlich gegen England geschmiedete Waffe automatisch abgestumpft. Aber auch vom Standpunkte einer möglichen Auswirkung der Dollarentwertung auf den deutschen Export muß diese Möglichkeit im Auge behalten werden.

Einstweilen ist der deflationistische Vereinigungsprozeß in der amerikanischen Wirtschaft noch nicht beendet, und verschiedene Störungsfaktoren lauern noch im Hintergrund. Roosevelt und seine Regierung schicken sich aber an, mit aller Energie ans Werk zu gehen. Als nächste und gewaltige Aufgabe steht vor ihnen die Abwertung der landwirtschaftlichen Hypothekenschulden — eine Operation, die allein den Riesenbetrag von zwei Milliarden Dollar als Refundierungsbeitrag des Staates erfordern dürfte. Ferner steht bevor die Abwertung der untragbar gewordenen Schulden der Eisenbahn- und der Public Utility-Gesellschaften (Versorgungsbetriebe).

Unabhängig von dieser notwendigen, wenn auch schmerzvollen Deflationsarbeit beabsichtigen Roosevelt und seine wirtschaftlichen Berater das Preisproblem auch von der Produktionsseite her anzufassen, zumindest was die Landwirtschaft angeht. Der viel umstrittene Farmbill, mit dem sich der amerikanische Kongreß gegenwärtig befaßt, sieht die Pachtung eines Teiles der landwirtschaftlich benutzten Fläche durch den Staat vor, um sie brach zu legen und auf diese Weise die Produktion der hauptsächlich landwirtschaftlichen Erzeugnisse künstlich einzuschränken; also gewissermaßen eine Staatsprämie für Einschränkung der Produktion, wobei die hierfür erforderlichen gewaltigen Geldmittel durch eine Zweckbesteuerung der Weiterverarbeiter (Müllereien, Konservenfabriken usw.) aufgebracht werden sollen. Mit Recht wird darauf hingewiesen, daß diese Gesetzesvorlage das Ackerbauministerium und dessen neues Haupt, Wallace, gewissermaßen zu einem „planwirtschaftlichen Diktator“ über die Landwirtschaft machen würde. Es kann nicht bestritten werden, daß die Verwirklichung dieses Planes mit vielen Gefahren verbunden ist, und es wäre nicht überraschend, wenn er in seiner Wirkung noch abgeschwächt wird, bevor er Gesetzeskraft erhält.

Wie auch die einzelnen von den hier kurz besprochenen Maßnahmen endgültig ausfallen und sich auswirken werden, fest steht jedoch, daß mit der Regierungsübernahme durch Roosevelt ein frischer Zug in die amerikanische Wirtschaftspolitik gekommen ist. Der Vereinigungsprozeß ist hierdurch dem Abschluß näher getrieben worden, was objektiv und subjektiv die Aktionsfreiheit Amerikas bei seiner Rückkehr in die Weltpolitik und Weltwirtschaft gewaltig erhöhen dürfte.

IV.

Es ist aber notwendig, sich darüber im Klaren zu sein, daß das Amerika, welches seine Rückkehr in die Weltpolitik vollzieht, ein ganz anderes Amerika ist als dasjenige, das vor einigen Jahren versuchte, der Weltpolitik und Weltwirtschaft den Rücken zu kehren.

Zuerst politisch. Die Macht der vollziehenden Gewalt in den Vereinigten Staaten ist außerordentlich gestärkt worden. Wenn man die überlieferten amerikanischen politischen und insbesondere verfassungsrechtlichen Anschauungen berücksichtigt, so hat im amerikanischen Milieu das Ermächtigungsgesetz Roosevelts eine in vielen Beziehungen ebenso revolutionäre Wirkung gehabt wie in Deutschland das Ermächtigungsgesetz Adolfs Hitlers. Dies ist von besonderer Bedeutung für die öffentlichen Finanzen Amerikas, für die Bilanzierung des Bundesetats. Drastische Sparmaßnahmen auf parlamentarischem Wege durchzuführen, hat sich in allen Ländern als eine nahezu unlösbare Aufgabe erwiesen, aber die Erfahrungen, welche die Vereinigten Staaten mit der sogenannten „Veteranenhilfe“ gemacht haben, waren geradezu grotesk. Vor dem Schluß der Hoover-Periode hat noch der amerikanische Kongreß, ungeachtet der leeren Staatskasse, Milliarden von Dollars bewilligt, nur weil die „Veteranen“-Verbände einen starken Druck auf die Wählermassen auszuüben vermochten und weil auf der anderen Seite der Kongreß mit Sicherheit mit einem Veto des Präsidenten rechnen konnte, welches ihm die unangenehme Verantwortung in der Sache abnehmen würde. Auch in Amerika hat das Regieren durch Notverordnung sich als einziges Mittel zur Ausbalancierung des Etats erwiesen. Nur gewappnet mit den außerordentlichen Vollmachten, die ihm von einem durch die Bankkrise erschrockenen Kongreß anstandslos gewährt worden sind, konnte Roosevelt die drastischen Abschnitte am Ausgabeetat, inklusive der „Veteranenpensionen“, vornehmen.

Für die außenpolitische Stellung Amerikas werden die außerordentlichen Vollmachten, die sich Roosevelt für die Handelspolitik vom Kongreß geben lassen will, von nicht minderer Bedeutung sein. Sie umfassen sowohl das Recht zur Herabsetzung des autonomen Zolltarifs durch den Präsidenten, wie das Recht, Handelsverträge ohne Mitwirkung des Senats abzuschließen. Insbesondere die Tatsache, daß der Senat nicht mehr seinen lähmenden Einfluß auszuüben imstande sein wird, wird der Aktionsfähigkeit und der Stoßkraft von Roosevelts Regierung in den kommenden wirtschaftlichen Verhandlungen außerordentlich zugute kommen.

Wenn politisch Amerika der Weltströmung von liberaler Desintegration zur diktatorischen Konzentration somit nicht ausweichen konnte, so wird auch wirtschaftlich das Amerika, das jetzt den Anspruch auf die Führung bei der Weltwirtschaftskonferenz erhebt, in vieler Hinsicht ein ganz anderes Amerika sein als dasjenige der Prosperity-Aera. Der orthodoxe Wirtschaftsliberalismus ist in starker Abnahme begriffen, und der Zug zum Staatskapitalismus ist unverkennbar, wobei es dahingestellt bleiben mag, ob dieser Zug vom Standpunkt Amerikas selbst und der Wirtschaft überhaupt begrüßenswert sei oder nicht. Die Entwicklung zum Staatskapitalismus vollzieht sich nicht aus vorgefaßten theoretischen Ideen heraus, wenn der Staat, um größerem Unheil vorzubeugen, eingreifen und die geschwächten privatwirtschaftlichen Betriebe stützen oder „auffangen“ muß („Sozialisierung der Verluste“!). In vieler Hinsicht ist diese amerikanische Entwicklung reich an frappanten Analogien mit der Brüning'schen Zwischenperiode in Deutschland.

Amerika kehrt zurück in die Weltwirtschaft. Als Abnehmer ausländischer Waren und als Kapitalexporteur ist es geschwächt, aber als Faktor der politischen Formung der Weltwirtschaft, als Faktor, der einen entscheidenden Einfluß auf die zukünftige Gestaltung der Handelsbeziehungen beider Hemisphären haben wird, ist es gestärkt.

Leo Sternberg

Der Rhein unter europäischer Kontrolle?

Zur Geschichte der Rheinschifffahrt

Die Geschichte der Rheinschifffahrt ist mit deutlichen Zeichen in die rheinische Landschaft geschrieben. Trotzdem ist viel zu wenig bekannt, wie entscheidend der Kraft- und Verkehrswert des Stroms in das rheinische Kulturleben eingegriffen und dieses umgekehrt wieder das Stromporträt bestimmt hat. Erst der innigen Wechselwirkung beider aber verdankt der Strom gerade die unvergleichliche Rolle, die er im nationalen Blutkreislauf spielt. Es braucht hier nicht untersucht zu werden, ob wir geographisch, strategisch oder schicksalsgeschichtlich einen unveräußerlichen Anspruch auf ihn besitzen; es genügt die Feststellung, daß er vollklich deutschen Lebensraum und darum einen immerströmenden Quell des Nationalgefühls bildet.

Aber der Rhein ist nicht nur ein fließender Teil deutschen Landes, sondern gleichzeitig ein internationaler Strom, der auch andere Staaten durchfließt und durch seine schiffbare Verbindung mit dem offenen Meer sich in den Weltverkehr eingliedert.

Soweit internationale Flüsse ein „gleißender Teil“ des Landes sind, stehen sie nun zwar im Eigentum und unter der besonderen Gebietshoheit derjenigen Staaten, die sie in ihrem Laufe berühren. Sie würden jedoch ihrer natürlichen Bestimmung, die Nationen zu verbinden, entzogen, wenn jene ausschließliche Gebietshoheit nicht mit Rücksicht auf die Verkehrsgemeinschaft soweit eingeschränkt würde, daß nicht jeder Staat willkürlich fremden Schiffen seine Binnengewässer sperren oder den Seeverkehr abschneiden kann. Daher bedarf die Schifffahrt auf ihnen völkerrechtlicher Regelung.

Ein alter Vers lautet:

Der König und der Bischof teilen
und Burg und Stadt und Stift und Dom
Mehr Zölle sind am Rhein als Meilen
und Pfaff und Ritter sperrt den Strom.

Obwohl der Rhein bei dem Fehlen guter Landstraßen im ganzen Mittelalter die wichtigste europäische Handelsstraße war, hemmten 82 Zollstätten auf ihm den Verkehr. Erst die französische Revolution verschaffte dem Gedanken der Freiheit der Binnenschifffahrt Geltung mit dem Dekret vom 16. November 1792, nach dem keine Nation das Recht beanspruchen kann, die Fahrtrinne eines Flusses ausschließlich zu benutzen und die Nachbarn und Anlieger des Oberlaufs von den Vorzugsrechten fernzuhalten, die sie selbst genießen.

Die Ostroffkonvention vom Jahre 1803, der Pariser Frieden vom 30. Mai 1814 und der Wiener Kongreß führten den Gedanken weiter, bis die von Wilhelm von Humboldt ins Leben gerufene Zentralkommission in der Mannheimer Rheinschifffahrtsakte vom 17. Oktober 1868 der Rheinschifffahrt das Gesetz gab. Danach ist die Schifffahrt auf dem Rhein und seinen Nebenflüssen einschließlich des See und Waal, die als Teile des Rheins betrachtet werden, von Basel bis in das offene Meer für die Schiffe aller Nationen frei, während die Häfen unter der Verwaltung der

Uferregierungen verbleiben. Abgaben, die sich lediglich auf die Tatsache der Befchiffung gründen, dürfen nicht erhoben werden. Stapel- und Umschlagsrechte sind und bleiben aufgehoben. Gemeinsame Erlassung strompolizeilicher Vorschriften wird den Uferstaaten zur Pflicht gemacht. Ueber Zuwiderhandlungen gegen die Schifffahrts- und Strompolizeigesetzgebung und über Zivilstreitigkeiten wegen der von Schiffen auf der Fahrt verursachten Schäden entscheiden mit weitgehender Kompetenz ausgestattete Rheinschiffahrtsgerichte, die — obwohl nationale Sondergerichte — der Berufung durch den internationalen Gerichtshof der Zentralkommission unterliegen. Die vertragschließenden Staaten verpflichten sich, Fahrwasser und Leinpfad in guten Zustand zu setzen und darin zu erhalten, die Bezeichnung des Fahrwassers durchzuführen und dafür zu sorgen, daß die Schifffahrt nicht durch Mühlen, Triebwerke, Brücken oder sonstige künstliche Anlagen gestört wird. Die internationale Verwaltung liegt in der Hand der Zentralkommission, die aus je einem Bevollmächtigten der Uferstaaten Baden, Bayern, Hessen, Preußen, Frankreich und den Niederlanden gebildet wird.

Da der Vertrag von Versailles die Mannheimer Akte als eine unkündbare Völkervereinbarung mit Ausnahme weniger, wenn auch einschneidender Änderungen aufrechterhalten hat, stellt sie noch heute die für die Rheinschifffahrt gültige Rechtsordnung dar. Allerdings wird sie dem Friedensvertrag zufolge gegenwärtig einer Revision unterzogen.

Soweit sich bis dahin Persönlichkeiten — wie etwa der Große Kurfürst und Friedrich der Große — Städte und Völkergemeinschaften als schaffende Kräfte am Rhein gerührt haben, geschah dies doch immer nur in den Grenzen des jeweiligen Entwicklungsstandes der Schifffahrt. Denn zwischen Aufgaben und Technik des Strombaus, der politischen Karte des Rheingebiets, Rechtsentwicklung, Fahrmaterial, Handel und Wandel besteht jener innige Zusammenhang, der hier alle Verästelungen des Lebens mit der großen Pulsader des Stroms zu einem Reiz organischer Wechselwirkungen verflocht. Die Schifffahrt vollzog sich aber bis zur Verwendung der Dampfkraft noch in den einfachsten Betriebsformen. So wurden Lastschiffe, deren Fahrt von Mainz bis Köln vier bis fünf Tage und umgekehrt bis zu 18 Tagen beanspruchte, bei einer Ladung bis zu 2000 Zentner von zehn bis zwölf Haudererperden zu Berg getreidelt. Die Halfterknechte trugen offene Messer zum Kappen der Stränge in den Händen. In Speier, wo der Leinpfad aufhörte, trat Menschenkraft an die Stelle der tierischen und 58 Menschen, ganze Strecken durch tiefes Wasser wadend, zogen in 15tägigem Vorspann das Fahrzeug bis Straßburg, ein Marsch, bei dem 2600 Flaschen Wein und 1½ Ochsen verzehrt wurden. Man kann sich ein Bild von dem damaligen Umfang des Güterverkehrs machen, wenn man ermißt, daß die Schiffsfrachten, die während des ganzen Jahres 1840 in beiden Richtungen die holländische Zollstelle Lobith passierten, etwa insgesamt der Ladung von 25 heutigen Schleppfähnen entsprechen.

Erst nach dem ersten Drittel des 19. Jahrhunderts bricht für den rheinischen Schiffsverkehr die Zeit jenes großartigen Aufschwungs an, die nur der industriellen Entwicklung vergleichbar ist.

Der wichtigen Bestimmung über die in der Rheinschiffahrtsakte vorgeschriebenen regelmäßigen Strombefahrungen ist es zu verdanken, daß entsprechend den Ermittlungen der für die Großschifffahrt erforderlichen Wassertiefen nun Taucherglocken, Selsenbrecher, Eimer- und Greifbagger zu arbeiten begannen, um aus dem Strom schließlich das Kulturwerk der heutigen Welthandelsstraße hervorgehen zu lassen. Aber wenn die Rheinkorrektur auch heute noch nicht als abgeschlossen gelten kann, so ist der Strom nunmehr doch oberhalb Kölns bei einer mittleren Wassertiefe von 2 bis 2,50 Meter bis an die Schweizer Grenze und unterhalb Kölns bei einer mittleren Niedrigwassertiefe von 2,70 bis 3 Meter bis an die holländische Grenze für die Großschifffahrt und teilweise

jogar für Seegehende Küstendampfer erschlossen. Mit Antwerpen und Amsterdam als Rheinmündungshäfen, angeschlossen an das westdeutsche Kanalsystem, verknüpft mit dem norddeutschen Wasserstraßennetz der Ems, Weser und Elbe und durch den Rhein-Rhone-Kanal mit dem Mittelmeer, verbindet er zentrale Gebiete der europäischen Großindustrie sowohl mit überseeischen Rohstoff- und Absatzgebieten wie mit denen Süddeutschlands, der Schweiz, Österreichs und Italiens. Ja, wie das Rheinland den unmittelbaren internationalen Verkehr schon früher durch die Seeschifffahrt herstellte, die man von den Küstenplätzen der Rheinmündung aus betrieb, so unterhält die Rhein-Seeschifffahrtsgesellschaft in Köln gemeinsam mit Reedereien in Bremen und Hamburg wieder direkte Linien nach London und anderen Ueberseehäfen.

In stetig fortschreitender Aufwärtsentwicklung verdoppelte sich der rheinische Güterverkehr vor dem Kriege jeweils innerhalb eines Jahrzehnts. Er bewältigte im letzten Friedensjahr über 67 Millionen Tonnen, eine Transportleistung, die mehr als die Hälfte aller auf deutschen Wasserstraßen beförderten Güter beträgt. Der Bedeutung der Rheinschifffahrt als der größten Schifffahrt Europas entsprach der Umfang der Rheinflotte. Diese bestand Ende August 1912 aus nahezu 1700 Dampfern mit 354 000 Pferdestärken und einem Park von 10 800 Kähnen mit rund 4,9 Millionen Tonnen Saffungsvermögen.

Der Einbruch ins Stromrecht

In diese, in der Wirtschaftsgeschichte einzig dastehende Entwicklung brach 1914 der Krieg mit den katastrophalen Auswirkungen der Hungerblockade, der Abschneidung Deutschlands vom Weltverkehr und dem Verlust von Schiffen, die, im Dienst auf dem französischen Kanalnetz verwendet, nicht mehr über die deutsche Grenze gebracht werden konnten. Unter dem außenpolitischen Druck fiel die aufsteigende Verkehrskurve zunächst rapid, verharrte dann aber bis 1924 etwa auf der Hälfte des Vorkriegsstandes. Der Waffenstillstandsvertrag mit der Besetzung des linken Rheinufers brachte die Rheinschifffahrt einschließlich ihrer Häfen und ihres gesamten Personals unter die unbeschränkte Kontrolle der Ententemächte. Zahlreiche Landanlagen und Betriebsmittel wurden für Zwecke der Besatzungsarmeen beschlagnahmt, die Mannheimer Hafenanlagen besetzt, der Verkehr zwischen Häfen des besetzten und unbesetzten Gebiets verboten, droßelnde Zolllinien errichtet, Schifffahrtssperren an den Grenzen angeordnet, die ganze Flotten von Kähnen bei Emmerich aufhielten, und die Verkehrssicherheit des Rheins als Ein- und Ausfuhrstraße durch ein System von Ordonnanz und Sanktionen derart gestört, daß er von den Verfrachtern des unbesetzten Gebiets gemieden wurde. An die Stelle der Rheinschifffahrtsakte war der Höchstkommandierende der alliierten See getreten.

Was dies bedeutete, zeigte sich erst in vollem Ausmaße bei dem Einbruch der Franzosen in das Ruhrgebiet, mit dem eine vordem nicht gekannte tyrannische Willkür im Rheinverkehr einsetzte. Deutsche Schlepper und Kähne wurden aus den Häfen abtransportiert und durch ungeschulte Besatzung der Savarie preisgegeben. Holländische Schiffe wurden an der Weiterfahrt verhindert und Schiffsführer angewiesen, entgegen dem Auftrag ihrer Reedereien nach anderen Bestimmungsplätzen zu fahren oder durch Androhung von Waffengewalt zur Ausführung von Befehlen gezwungen. Zollschanzen und Abgaben wurden verfügt. Eine wilde Zeit der Zerschlagung trat ein, die einen großen Teil deutscher Fahrzeuge bestimmte, in das englisch besetzte Kölner Gebiet zu flüchten, um Zwangszugriffen zu entgehen. Die Rhein-Ruhr-Häfen, deren Bergverkehr am empfindlichsten betroffen wurde, verödeten ebenso wie die badischen Häfen.

Der Vertrag von Versailles setzte das Werk der Zerstörung in anderer Weise fort. Die Deutschland darin auferlegte Schiffsabgabe verletzte nicht nur den alten Grundsatz

der Rheinuferstaaten, die wirtschaftliche Entwicklung der Rheinschifffahrt von staatlichen Eingriffen freizuhalten, sondern verstieß auch gegen das völkerrechtliche Verbot der Wegnahme von privatem Eigentum durch Gewalt. Wie Frankreich jedoch durch die Ablieferung deutschen Schiffsraums sich unter den günstigsten Voraussetzungen den Grundstock zu einer bedeutenden eignen Rheinflotte mit geschäftlichen Stützpunkten schuf, so nutzte es ebenso wie Belgien die Ersatzpflicht Deutschlands auch zur Stärkung seines Einflusses am Rhein aus.

Wie schwer der Eingriff in das deutsche Schifffahrtswesen war, läßt sich leicht ermessen. Durch den Schiedsspruch des Amerikaners Walker D. Hines, dem die Durchführung der Abgabe unterstand, wurden den Franzosen 254 150 Tonnen Kahnraum und 23 760 PS Schleppkraft zugesprochen. Wenn man die nach dem Sendel-Abkommen sowie nach den französischen und belgischen Wiedergutmachungsansprüchen erfolgten Abtretungen nebst den während der Ruhraktion vorgenommenen Enteignungen hinzurechnet, ergibt sich jedoch ein Gesamtverlust von über 480 000 Tonnen Kahnraum und über 41 000 PS Schleppkraft. Dazu kommt die Abtretung der Eisenbahnbrücken über den Rhein zwischen Basel und Lauterburg sowie die Ausschaltung der Konkurrenz des Kehler Hafens, die mit der auf sieben Jahre bemessenen Betriebseinheit der Häfen von Kehl und Straßburg bezweckt wurde, und schließlich die Frankreich zugesicherte Berechtigung, die Schifffahrt aus dem natürlichen Strom in einen Seitenkanal zu verlegen und am ganzen Lauf des Rheins zwischen den äußersten Punkten der französischen Grenze zur Speisung der bereits gebauten oder noch zu bauenden Kanäle Wasser aus dem Rhein zu entnehmen und auf dem deutschen Ufer alle für die Ausübung dieses Rechtes erforderlichen Arbeiten auszuführen.

Von der berühmten Freiheitserklärung des Pariser Dekretes vom Jahre 1792, wonach kein Volk, ohne sich einer Rechtswidrigkeit schuldig zu machen, einen Strom monopolisieren darf, indem es die Uferstaaten hindert, sich die gleichen Vorteile zu sichern, ist hierbei nichts mehr zu erkennen.

Machtpolitik im „Palais du Rhin“

Wenn Keynes, der englische Delegierte von Versailles, erklärt „Ein Krieg, der zur Verteidigung internationaler Verträge geführt worden ist, hat mit dem Bruch der heiligsten Versprechungen der Sieger geendet“, so trifft dieser Ausspruch insbesondere auf die Eingriffe des Friedensdiktares in das Gefüge der Rheinschifffahrtsakte zu. Obwohl Frankreich auf der Verkehrskonferenz von Barcelona seinerseits den Gedanken einer Internationalisierung der Rhone mit aller Entschiedenheit zurückwies, wird durch die Neugliederung der Zentralkommission der Versuch unternommen, ein im Gesamtinteresse der Uferstaatengemeinschaft eingefegtes Organ unter dem Vorwand erweiterter Internationalisierung als Machtinstrument auszurüsten, um ein deutsches Flußsystem Deutschlands Mitbestimmung möglichst zu entziehen. Während nämlich die Kommission, die heute im Palais du Rhin, dem früheren Kaiserpalast zu Straßburg, ihren Sitz hat, bisher sich nur aus den Bevollmächtigten der Uferstaaten zusammensetzte, deren Kreis durch die Schweiz und Frankreich erweitert worden ist, lenken jetzt auch die Nichtuferstaaten Belgien, Großbritannien und Italien die Geschicke des Rheinstroms mit — eine Strukturveränderung, zu der keinerlei Veranlassung vorlag, wenn man bedenkt, daß der Rhein unter der alten rechtlichen Ordnung dank dem Zustand der Zivilisation, dem Verantwortungsbewußtsein und der technischen Leistungsfähigkeit der Uferstaaten zur verkehrsreichsten Binnenwasserstraße der Erde geworden ist. Ueberdies ist aber auch der Grundsatz, daß die Kommission der 4 deutschen Uferstaaten, Hollands und Frankreichs

mit je einer Stimme ihre Länder vertreten, zugunsten folgender Stimmenverteilung verlassen worden:

Die Niederlande	3
Die Schweiz	2
Die deutschen Uferstaaten	4
Frankreich	4
Großbritannien	2
Italien	2
Belgien	2

Dazu kommt, daß der Präsident der Kommission als das 20. Mitglied von Frankreich gestellt, der Sitz der Kommission von Mannheim mitten in das französische Interessengebiet nach Straßburg verlegt wird, daß die Hauptbeamten des Generalsekretariats ein Franzose und ein Belgier sind, daß die Sprache französisch ist und sämtliche Druckschriften in französischer Sprache (wenn auch mit deutscher Uebersetzung) erscheinen. Man vergegenwärtige sich demgegenüber, daß bei einer Gesamtuferlänge des deutschen Stromanteils von 1342 Kilometer und einer solchen der französischen von nur 184 Kilometer Frankreich über dieselbe Stimmenzahl verfügt wie Deutschland; oder daß den Nichtuferstaaten England, Belgien und Italien ebensoviele Stimmen zugebilligt sind wie den beiden größten Rheinuferstaaten Deutschland und der Schweiz mit ihrem Uferanteil von 1535 Kilometer! Berücksichtigt man ferner die Stromarbeiten, die Deutschland im Laufe der Jahrzehnte im Interesse der Gesamtheit ausgeführt, die Zahl und Bedeutung seiner Häfen, seines Schiffsparks, seiner von der Rheinschiffahrt gespeisten Industrie und in der Weltwirtschaft kreisenden Durchgangstransporte, so scheint damit seine gegenwärtige Vertretung in der Zentralkommission schwer vereinbar. Soweit ihm darnach überhaupt noch ein Einfluß verblieben ist, wird ihm selbst dieser in allen Fällen entzogen, in denen das Versailler Diktat im voraus vorschreibt, daß Deutschland seine Zustimmung zu erteilen hat, wie z. B. zu dem Entwurf der vorgeesehenen neuen Rheinschiffsahrtsakte.

In demselben Geiste ist auch die Zuständigkeit der Kommission erweitert worden. Und zwar in der Weise, daß ihr eine ganze Reihe schwerwiegender Aufgaben zugewiesen worden ist, die sie ohne auf die beteiligten Staaten Rücksicht zu nehmen in eigener Entscheidungsbefugnis durch Majoritätsbeschlüsse zu erledigen hat, während die Durchführbarkeit ihrer Beschlüsse sonst allgemein von der Ratifikation durch ihre Regierungen abhängig war. Dazu gehört unter anderem die Entscheidung über den Bau des Grand Canal d'Alsace, über die Regulierung der Stromstrecke von Basel bis zum Bodensee sowie die Ausarbeitung des Entwurfs für die Revision der Mannheimer Akte. Die Zentralkommission hat sowohl das elsässische Seitenkanalprojekt wie das der Schweizerischen Stromregulierung angenommen. Freilich ist damit das letzte Wort noch nicht gesprochen, da der Grand Canal, der den Schiffsverkehr auf dem Rhein oberhalb Straßburgs unterbinden oder vollständig französischer Kontrolle unterwerfen würde, nur gebaut werden darf, wenn er nicht etwa nur den Interessen der Kraftgewinnung dient, sondern der Schifffahrt die gleichen Vorteile bietet wie der Rhein. Immerhin sieht sich die Zentralkommission vor höchst verantwortungsvolle Fragen gestellt, die vielleicht über die Zukunft der Rheinschifffahrt und damit über ein Kapitel europäischer Wirtschaftsgeichte oder mehr entscheiden.

Auch die Revision der Mannheimer Akte ist in Angriff genommen. Von deutscher, holländischer, französischer und belgischer Seite sind Entwürfe im Palais du Rhin eingegangen. Zum Abschluß der Verhandlungen ist es jedoch noch nicht gekommen. Zur Richtschnur sollen bei ihnen die in der Barcelona-Akte vom Jahre 1921 niedergelegten

Grundsätze dienen, die als Fortsetzung der Wiener-Kongreß-Akte gedacht ist. Wenn diese europäisches Schiffsrecht schaffen wollte, so will das Barcelona-Abkommen allerdings die Völker des ganzen Erdballs zur Anerkennung seiner Grundsätze verpflichten. Es läßt sich jedoch nicht behaupten, daß die Zusammenarbeit der 44 Staaten, die unter den Auspizien des Völkerbundes an der Verkehrskonferenz von Barcelona teilgenommen haben, zu einem auf neuen Rechtsgedanken beruhenden befriedigenden Ergebnis geführt hätte. Man hat sogar den Grundsatz von der Freiheit der Schifffahrt durch die Bestimmungen über die Cabotage (den Verkehr von Häfen zu Häfen) und die Möglichkeit der Wiedereinführung von Schiffsabgaben eingeschränkt und auch den Strombau unter einen die Staatshoheit schmälern den Zwang gestellt, der dem Zivilisationsstand der rheinischen Länder wenig Rechnung trägt.

Rechtsprechung und Volkseigenart

Einen breiten Raum in den Revisionsberatungen des Palais du Rhin wird die Rheinschifffahrtsgerichtsbarkeit einnehmen. Es unterliegt keinem Zweifel, daß ihr Grundgedanke, Havarieprozesse und Strompolizeiübertretungen durch orts- und sachkundige Sondergerichte entscheiden zu lassen, sich während ihres hundertjährigen Bestehens bewährt hat. Da die Verkehrsverhältnisse auf dem Rhein, seit der erste eiserne Schleppkahn den Strom befuhr, sich jedoch von Grund auf verändert haben, erscheint die Zusammenlegung der 60 auf der Strecke von Basel bis Emmerich bestehenden Rheinschifffahrtsgerichte, deren große Zahl auf eine nicht durchgehende Schifffahrt abgestellt ist, allerdings ein zeitgemäßes Erfordernis zu sein. Die meisten Schiffsunfälle ereignen sich in den großen Häfen und auf der schwierigen Gebirgsstrecke von Rüdesheim bis St. Goar, wo der Rhein plötzlich seinen Charakter ändert und mit reißender Gewalt und beständig wechselndem Stromfall über stark zerklüfteter Flußsohle, von Bänken und Klippen durchwachsen, katastraktähnlich sich zwischen steilen Felswänden durchwindet. Wenn irgendwo, so müssen hier die Rheinschifffahrtsgerichte bestehen bleiben. Denn nirgends sonst als in den Brennpunkten und Gefahrenzonen des Schiffsverkehrs kann der Richter Einblick in die besondere Welt der Rheinschifffahrtsverhältnisse gewinnen. Ohne Spezialkenntnisse aber vermöchte er der einschlägigen Tatbestände nicht gerecht zu werden. Er muß das Fahrwasser mit all seinen Tücken und Hindernissen kennen; muß wissen, daß der Schuttkegel des Rahegrunds, die Leistenklippen, der Klemenssand den Strom in bestimmter Richtung abdrängen und eine andere Navigation erfordern. Es muß ihm für die Beurteilung der Lotjen bekannt sein, welche ausgeprägte Berufsehre sich bei den Lauber Steuerleuten findet, deren Vorfahren Blüchers Infanterie in der Neujahrnacht 1814 übersehten und welchen weiten Abstand sie von denen halten, von denen man sagt: Schiffsleut, Fuhrleut, Hareleut.

Auch die Sprache darf ihm nicht fremd sein. Ihr ist eine besondere nautische Farbe eigentümlich, zu der die Mundarten aller Uferstaaten und Landschaften und der internationalen Charakter des Stroms die Palette gereicht haben. Die Nationalität der Besatzungen ist zwar größtenteils deutsch, auch der unter ausländischer Flagge fahrenden. Denn eine schweizer Schiffsbevölkerung gibt es nicht, und sogar unter der Tricolore fährt vorwiegend deutsches Personal, das in Deutschland seinen Wohnsitz hat, wenn man von französischer Seite auch versucht, es zur Umsiedlung ins Elsaß zu bewegen, und in Straßburg eine praktische Rheinschifferschule, die aber bis jetzt nicht praktisch geworden ist, künstlich aufrechterhält. Der Stromfremdheit französischer Navigation ist mancher Schleppkahn samt der Ladung zum Opfer gefallen.

Die deutsche Besatzung ist im ganzen Rheinstromgebiet, zumal am Neckar, am Main, im Rheingau, in der Gebirgsstrecke und an der Ruhr bodenständig und zum Teil an Bord geboren. Es ist ein unruhiges Volk, fahrlustiges Schifferblut, immer unterwegs

zwischen Heimat und Fremde. Von überall, wo sie fuhren und fahren, von der Schweizergrenze bis zur Nordseeküste leitet sich ihre Sprache her. Von der Ruhrschifffahrt brachten sie den Dirkspoller mit. Dem Seemann haben sie das Sieren und Gieren, Ankerspill und Schorbaum abgelauscht. Wenn der Schiffer von Ueberholen, Turnen oder Löschén spricht, so bedient er sich hochdeutschen Wortgebrauchs nur, um zünftige Begriffe seiner Umwelt damit zu bezeichnen. Wenn man Schiffermärchen erfahren will, so muß man an den Ohrt gehen. Weidenbüsche auf den Bühnenköpfen sind Bleesbaken. Der Steuermann kommandiert nicht zurück, sondern: Terug. Der Matrose zeist den Schleppstrang an dem Brittelring auf. Der Eigner verkauft den Kahn, wie er reikt und seikt. Der Schiffsführer schläft in der Roef, der Matrose in der Blech; und wenn eine Savarie sich im letzten Augenblick abwenden ließ, so ist es gerade noch mis gegangen.

Bei der wechselvollen Vergangenheit und jahrhundertealten staatlichen Zerrissenheit der Rheinlande vermag auch nur der mit Wertlichkeit, Landschaft und Volkstum vertraute Rheinschiffahrtsrichter durch das Labyrinth geschichtlicher Wirrnisse in die für die Schifffahrt eines bestimmten Stromabschnitts geltenden Rechtsgewohnheiten einzudringen, die häufig seiner Entscheidung unterliegen.

Man sieht, daß das Vorbild Frankreichs, wenn dort nur Straßburg und Mülhausen als Rheinschiffahrtsgerichte aufrechterhalten werden, keine Nachahmung verdient. Die französische Neigung zur Zentralisation würde die Vielgestaltigkeit des deutschen, insonderheit des rheinischen Lebens, das so fließend und buntfarbig ist wie der Strom selbst, nicht gerecht. Die Gerichtsbarkeit der großen Binnenhäfen muß vielmehr auch künftig durch die Rheinschiffahrtsgerichte der Gebirgsstrecke ihre rechtliche Ergänzung finden, wie es bei den anders gearteten technischen, nautischen und kulturellen Tatbeständen schon Stofflich der Fall ist.

Zur Revision des Rhein-Regimes

Die schwierigste Aufgabe der Zentralkommission bleibt jedoch die Revision des Rheinregimes selbst. Dessen Organisation kann nicht als etwas Fertiges und Abgeschlossenes gelten. Sie muß deshalb ihrer gegenwärtigen machtpolitischen Struktur wieder entkleidet werden. Der Artikel 377 des Versailler Vertrages bietet insofern die Handhabe dazu, als danach der Völkerbund jederzeit die Nachprüfung derjenigen Vorschriften anregen kann, die sich auf ein dauerndes Vertragsverhältnis beziehen. Von dem Ergebnis dieser Prüfung wird es abhängen, ob der Schöpfung Humboldts ihr geschichtlicher Charakter als einer vorbereitenden und beratenden Instanz der beteiligten Staaten in Rheinfragen belassen oder ob sie in eine selbständig entcheidende Verwaltungsinstanz für den Rhein umgewandelt wird. Was aber spräche entschiedener gegen die Ausdehnung ihrer Zuständigkeit, als die Tatsache, daß die Mannheimer Akte, unter deren Herrschaft die Rheinschifffahrt die segensreichste Entwicklung genommen hat, zu dem freiheitlichsten Verkehrsinstrument für die Welt geworden ist. Hier werden die Würfel über die ganze Zukunft des internationalen Rheinregimes fallen.

Wir brauchen die Hoffnung nicht aufzugeben, daß der Gedanke der Stromgemeinschaft, den die gegenwärtige Regelung jeder Vernunft entkleidet hat, dabei wieder seinen alten, mit den nationalen Interessen der Uferstaaten vereinbaren Inhalt empfängt.

Seit dem Jahre 1925 läßt sich eine neue Aufwärtsentwicklung im Rheinschiffahrtsverkehr beobachten. Die Gesamttonnage aller Flaggen hat sich gegenüber der Vorkriegszeit etwa um die Hälfte vermehrt. Wenn man trotzdem von dem Verschwinden der deutschen Flagge auf dem Rhein spricht, so ist darunter zu verstehen, daß die holländische Tonnage auf den doppelten Umfang emporgeschneilt und neben der schweizerischen

hauptsächlich die französische Flagge hinzugetreten ist. Dennoch führt Deutschland insofern, als seine Flagge fast stationär geblieben ist, noch immer. Ueberdies bedeutet der Flaggenwechsel noch keine Verschiebung des wirtschaftlichen Einflusses, da ein beträchtlicher Teil holländischer und schweizer Reedereitonnage sich in den Händen deutscher Schiffsahrtsunternehmungen befindet. Die deutsche Leistung darf dabei um so höher angeschlagen werden, als der holländische Reeder nur etwa $\frac{2}{3}$ der deutschen Lohnkosten und sozialen Lasten und nicht einmal $\frac{1}{10}$ der deutschen Steuerbelastung aufzubringen hat. Unbegrenzte Möglichkeiten weiterer wirtschaftlicher Aufwärtsentwicklung werden sich aus der Verwirklichung der geplanten Schiffbarmachung des Rheins bis zum Bodensee, der Regulierung des schwäbischen Meers und der im Ausbau befindlichen Rhein-Donau-Verbindung ergeben.

Je größer aber der deutsche Anteil an der Erzeugung so ungeheurerer Kräfte ist, die dem Gütertausch zwischen der Nordsee, dem Schwarzen Meer und dem Mittelmeer dienen und Ruhrkohle wie Eisen nach allen Ländern der Welt tragen, um so sinnloser erscheint die Folgerung: weil der Rhein leben und gedeihen in die Adern Europas entsendet, müsse er einer europäischen Kontrolle unterstellt werden! Freilich ist den Nichtuferstaaten das Mitbestimmungsrecht nicht nur deshalb abzuspochen, weil sie in den Weltwirtschaftsbau der rheinischen Länder nichts investiert haben. Sie haben auch in die rheinische Schicksalsgeschichte nichts investiert: weder Gut, noch Blut. Nicht Träume, noch Tränen. Was sagt es dem Engländer oder Italiener, daß an diesem Strom die Ribelungen saßen, daß hier des „Reiches Straße“ war, daß nach den Weissagungen der Mystik am Rhein jene Kirche gebaut werden soll, an der alle Völker bauen werden. Der Deutsche aber hat den Rhein geschaffen, wie der Rhein ihn geschaffen hat. Und wer anders sollte berufen sein an der neuen Magna Carta des Stromes mitzuarbeiten als diejenigen, deren Schicksal des Stromes Schicksal ist!

Arvid Brodersen Henrik Steffens und der deutsche Freiheitskampf

Von allen Gestalten des deutschen Befreiungskrieges gehört Henrik Steffens zu den vergessenen. Und doch verdient er, mehr als mancher andere, gerade heute im Gedächtnis der Nation zu leben. Es umstrahlt ihn zwar kein Siegesglanz von den Schlachtfeldern her, er ist kein Täter wie Stein und Hardenberg, kein Heerführer wie Blücher und Scharnhorst, Gneisenau und Mord, auch kein Dichter wie Kleist oder der überhäufte Körner.

Steffens gehört neben Fichte, Schelling und Schleiermacher zu den geistigen Wegbereitern der deutschen Freiheit. Seit dem Jahre 1806, als das Land dem Eroberer unterworfen war, ist er in geheimer und offener Rede der unermüdlige Fürsprecher der nationalen Erhebung gegen die fremde Tyrannei wie gegen die eigene knechtische Unterwerfung. Er hat eine seltene Gabe, die Menschen, zu denen er spricht, besonders die jungen, zu begeistern und zu bewegen. Aber er vertut diese Gabe nicht im Aufrühren

tatenloser Leidenschaft. Er setzt sich ein, um den harten, kampfbereiten Willen des Volkes zu erwecken. Sein Ziel ist nicht Nationalismus als Gefühlsache, sondern das männlich-nüchterne Werk der nationalen Befreiung.

Senrik Steffens ist 1773 in Stavanger in Norwegen geboren. Sein Vater war deutscher, seine Mutter deutsch-dänischer Abstammung. Schon in jungen Jahren kommt er nach Deutschland; hier lebt er und wirkt er, und wenn er sich bis zuletzt auch gern Norweger nennt, so ist seine geistige Heimat doch hier. In den Kreisen der Romantiker und im Bereich Goethes bildet er sich zum Deutschen; hier erwächst ihm jener Glaube, den Arndt die Religion des Vaterlandes genannt hat — keine überhebliche Vaterländerei, sondern die feste Gewissheit, daß die Deutschen, wie Napoleon einmal sagt, ihr Schicksal noch nicht erfüllt haben, daß sie es vielmehr als Aufgabe vor sich haben.

Im Jahre 1804 wird Steffens Professor der Physik in Halle, 1811 folgt er dem Ruf an die neubegründete Universität nach Breslau, von 1831 bis zu seinem Tode 1845 wirkt er an der Berliner Universität. Seinen ersten Ruhm erwirbt er sich — weit über Deutschlands Grenzen hinaus — als Naturphilosoph im Geiste Schellings. Aber gerade seine Herkunft aus dem deutschen Idealismus verbietet ihm, zumal in Notzeiten des Vaterlandes, sich untätig in theoretische Spekulationen zurückzuziehen. Wie die besten Hochschullehrer von damals weiß Steffens sich berufen zum geistigen Führer der Jugend im schicksalsverhängten Kampf der Nation. Und in dieser Verantwortung handelt er.

Völlige Ohnmacht nach außen, heillose Zerplitterung und Verwirrung im Innern, das ist die deutsche Lage damals. Vor der Tür steht der gewaltige Schlupfkampf des napoleonischen Weltkrieges: der Zug nach Rußland. Soll das entwaffnete Preußen diesem Kampf rettungslos zum Opfer fallen? Die Dumpf-Bequemen wie die kalten Rechner neigen dazu, das Land preiszugeben, die Begeisterten — und es sind deren viele — wollen den Staat retten, aber sie streiten sich untereinander über die Mittel und Wege.

Steffens beurteilt dieses Chaos der inneren Kämpfe und Gegensätze durchaus nicht pessimistisch. Diese scheinbar trostlose Verwirrung ist ihm im Gegenteil ein Beweis, „daß wirklich eine mächtige Masse in Bewegung gesetzt ist“; „die verborgene, zurückgedrängte Energie des Volkes“ wartet darauf, in eine einheitliche Richtung gelenkt zu werden. Keinen Augenblick täuscht er sich über den notwendigen Lauf des deutschen Schicksals: zunächst muß die Freiheit erkämpft werden. Und er zieht für seine Person die Konsequenz dieser Erkenntnis. Der scheinbar harmlose Professor tut Dienste als geheimer Kurier, er betreibt unter Lebensgefahr Freiwilligenwerbungen und sammelt Waffen, er übt sich mit Freunden zusammen selbst im Gebrauch der Waffen. Trotz aller Vorsicht kommt die Sache schließlich der französischen Geheimpolizei in Berlin zu Ohren. Da scheidet Steffens im September 1811 von Halle nach Breslau über und entgeht damit der unmittelbaren Gefahr. Schweren Herzens verläßt er Halle. Zwar rettet er so sein Leben und die Existenz seiner Angehörigen, aber kann er sich hier im entlegenen Osten überhaupt wie bisher politisch betätigen? Aktives Eingreifen ist mehr not denn je. Immer lauter wird das Gerücht, daß Preußen und Oesterreich wie die übrigen deutschen Länder in Verbindung mit Napoleon gegen Rußland kämpfen werden. Es scheint, als wäre im inneren jeder jede Hoffnung auf Selbständigkeit aufgegeben. Wo sind die Vorkämpfer der Freiheit? Da wird rascher, als es Steffens ahnen und hoffen kann, gerade Breslau zum Mittelpunkt der Ereignisse.

Als Professor an der schlesischen Universität sieht Steffens vom ersten Tag an seine Aufgabe darin, die Jugend für den bevorstehenden Freiheitskampf geistig vorzubereiten. Er sucht in ihr, wie er sagt, „eine kühne sittliche Gewalt für künftige Siege“ zu erwecken. Dabei tritt er allem Abgelebten, Starren, Unlebendigen im Lehrbetrieb ebenso energisch

entgegen wie der dumpfen und verrohten Unwissenheit, der geistigen Anspruchslosigkeit der Studenten. Und er findet Gehör, wie das Weitere zeigen wird.

Im April 1812 erscheinen plötzlich Gneisenau und Arndt, später Blücher in Breslau, Sie treten sofort in nahe Verbindung mit Steffens. In seinem Haus kommen sie zusammen und beratschlagen über die Rettung des Landes vor dem drohenden Untergang. Gewisse Hoffnungen setzen sie auf Oesterreich und England, aber die Hauptaufgabe bleibt: den Widerstand des Volkes zu aktivieren. Denn der Widerstand, selbst in der trostlosesten Lage, birgt, nach einem Wort von Steffens, den Keim der Wiedergeburt in sich, „während das furchtsam sich ergebende Volk sich am sichersten glaubt, wenn es dem Tode am nächsten ist“.

Der Winter 1812 bringt die Vernichtung der napoleonischen Armee in Rußland, „ein Ereignis, welches an Wunder die Siege übertrifft“. Der Unüberwindliche ist geslagen! Durch Deutschland geht diese Nachricht wie ein Aufruf zur Tat; täglich kann die Entscheidung fallen; alles ist in höchster Spannung bereit. Aber der König zögert. Und was für das Volk das Zeichen zum Ausbruch ist — das Uebertreten Nord's mit seinem Hilfskorps von den Franzosen zu den Russen —, mißbilligt er. Aber der Sturm ist nicht mehr aufzuhalten. Endlich, im Februar 1813, entschließt sich der König zur Tat. Er begibt sich nach Breslau, in seinem Gefolge Scharnhorst und Gneisenau und — der französische Gesandte. Aber noch immer scheint Friedrich Wilhelm zu schwanken, ob er sein Volk mit Napoleon gegen Rußland oder mit Rußland gegen Napoleon führen soll. Er bereitet einen Aufruf zur freiwilligen Bewaffnung vor — die ganze preußische Jugend wartet sehnsüchtig darauf — aber den Gegner will er noch immer nicht bekennen. Durch Freunde aus der Umgebung des Königs wird Steffens von diesem Plan in Kenntnis gesetzt. Sie befürchten alle, daß ein derart zweideutiger Aufruf lähmend und verwirrend wirken würde.

Steffens bringt die Nacht nach diesem Gespräch in sorgenvoller Unruhe zu. Er steht früh auf, um seine Vorlesungen für den Tag vorzubereiten. Da kommt ihm plötzlich der Gedanke: „Es steht bei dir, den Krieg zu erklären; deine Stellung erlaubt dir es!“ Und so geschieht es. Durch seine Studenten gibt er bekannt, daß er in der Stunde von 11 bis 12 Uhr nicht wie üblich physikalische Geographie lesen werde; er werde die Zeit benuhen, über einen Gegenstand zu sprechen, der wichtiger sei: über den bevorstehenden Aufruf des Königs an die Jugend, sich freiwillig zu bewaffnen.

Wir kennen den Hergang aus Steffens' eigenem Bericht. „Die Bewegung in der Stadt war grenzenlos. Alles wogte hin und her, jeder wollte etwas erlauschen, irgend etwas vernehmen, welches der immer stärker heranwachsenden Gärung eine bestimmte Richtung geben konnte. Unbekannte sprachen sich an und standen sich Rede, die vielen Tausende, die aus allen Gegenden nach Breslau strömten, wogten mit den aufgeregten Einwohnern auf den erfüllten Straßen; ein ausgesprochenes Wort, wenn es irgendeine Beziehung auf die Angelegenheiten des Staates hatte, ward urplötzlich und wie mit gewaltiger, lauter Stimme von allen gehört.“ Der Hörsaal, in dem Steffens reden sollte, war gedrängt voll. In den Fenstern standen viele, die Türe konnte nicht geschlossen werden, auf dem Korridor, auf der Treppe, selbst auf der Straße wimmelte es von Menschen. Es dauerte lange, ehe er den Weg zum Katheder fand. In einem seltsamen Zustand hatte er die Stunden vorher verbracht: „was ich sagen wollte, regte mein ganzes Innerstes Dasein auf, ich sollte jetzt und unter solchen Verhältnissen aussprechen, was fünf Jahre hindurch zentnerschwer auf meinem Gemüt gelastet hatte, ich sollte der erste sein, der nun öffentlich laut aussprach, wie jetzt der Rettungstag von Deutschland, ja von ganz Europa, da war. Die innere Bewegung war grenzenlos. Vergebens suchte ich Ordnung in meine Gedanken zu bringen, aber Geister schienen mir zuzusüßeln, mir

Beistand zu versprechen, ich sehnte mich nach dem Ende dieser quälenden Einsamkeit, nur ein Gedanke trat vorherrschend hervor: „Wie oft hast du dich beklagt, sagte ich mir, daß du hier in diese Ecke von Deutschland hingeschleudert wurdest: und sie ist jetzt der alles ergreifende, begeisternde Mittelpunkt geworden; hier fängt eine neue Epoche in der Geschichte an, und was diese wogende Menschenmenge bewegt, darfst du aussprechen.“ Tränen stürzten mir aus den Augen, ich fiel auf die Knie, ein Gebet beruhigte mich. So trat ich unter die Menge und bestieg mein Katheder. Was ich sprach, ich weiß es nicht, selbst wenn man mich nach dem Schluß der Rede gefragt hätte, ich würde keine Rechenschaft davon ablegen können. Es war das drückende Gefühl unglücklich verlebter Jahre, welches jetzt Worte fand. Es war das warme Gefühl der zusammengepreßten Menge, welches auf meiner Zunge ruhte. Nichts Fremdes verkündete ich. Was ich sagte, war die stille Rede aller, und sie machte eben deswegen, wie ein Echo aus der eigenen Seele eines jeden, einen tiefen Eindruck. Daß ich, indem ich die Jugend so aufforderte, zugleich meinen Entschluß erklärte, mit ihnen den Kampf zu teilen, versteht sich von selbst.“

Nun waren die Würfel geworfen, es war deutlich ausgesprochen, wofür und wogegen das Volk in seinen Krieg gehen sollte. Noch keine Stunde war nach der Rede vergangen, da erschien der Rektor der Universität bei Steffens; der bat ihn im Auftrag Sardenbergs, bei der Wiederholung der Rede, zu der ihn die Studenten aufgefördert hatten, den Namen Napoleons nicht zu nennen. Instinktiv hatte Steffens dies auch in der ersten Rede vermieden. „Ich befürchtete, daß die Nennung des Namens die Rede der großartigen nationalen Objektivität berauben und mich zu unschuldlichen, leidenschaftlichen Äußerungen verleiten könnte.“

Der erste, den Steffens nachher aussucht, ist Scharnhorst. Bei ihm, dem unverzöhnlichen Gegner Napoleons, dem immerwachen Gewissen des Volkes, konnte er auf Unterstützung hoffen. Als ihn Scharnhorst in das Zimmer hereintreten sieht, eilt er auf ihn zu, umarmt ihn und ruft in tiefer Bewegung aus: „Steffens, ich wünsche Ihnen Glück! Sie wissen nicht, was Sie getan haben!“ „Es war“, schreibt Steffens, „mein schönster Ruhm. Ich sah es ein, daß ich, ein still grübelnder Gelehrter, ein ungeschickter Krieger sein würde; aber mitgehen mußte ich, wenn dieser Augenblick irgendeine Bedeutung haben sollte.“

In seinen Lebenserinnerungen zeichnet Steffens ein unvergeßliches Bild von Scharnhorst. Durch die ruhige Beharrlichkeit seiner großen, wahrhaft vaterländischen Gesinnung habe er den geheimen Kampf beherrscht, selbst wenn er zu unterliegen schien; in den Jahren der Knechtschaft sei er „die letzte geistige Festung, die sich nie übergab“. So war er jetzt der erste, der das Signal zum Angriff begrüßte. Er riet Steffens, sich an den König zu wenden, mit dem Ersuchen um Urlaub vom Amt und um die Erlaubnis, den Krieg auf eine Weise, wie es der König bestimme, mitmachen zu dürfen.

Der König antwortet überaus wohlwollend, indem er ihm erlaubt, als Volontär die Offiziersuniform derjenigen Abteilung zu tragen, bei der er dienen will. Bevor Steffens aber bei den Gardejägern eintritt, nimmt ihn ein anderer Dienst in Anspruch: scharenweise bestürmen ihn die jungen Freiwilligen, Studenten und Gymnasiasten, Jünglinge jedes Standes. Nicht nur aus Breslau, aus allen Gegenden des Landes, auch aus Berlin, kommen sie zu ihm, Tausende und Tausende. Ueber jeden muß Protokoll geführt werden, das gibt viel Arbeit, aber ein junger Freund, übrigens ein Däne, hilft ihm dabei. Mit Absicht setzt er die Abteilungen so zusammen, daß, wie er sagt, die mehrgebildete Jugend aus höheren Ständen sich unter die Oeringeren mischt; auch verlangt er, daß jeder, der sich ihm anschließen will, statt silberner Kragenlilien wollene trage und sich überhaupt während des ganzen Krieges der übrigen Mannschaft gleichstelle. Selbst

trägt er während des ganzen Feldzuges nur die bescheidene Mühe zur schlichten Uniform, keinen Utschaf, kein goldenes Ahselband, keine Schärpe, wie es ihm nach seinem Rang zukäme.

Der Kriegausbruch macht das vorher zersplitterte und aufgewühlte Volk einig und stark. Alle Kräfte nehmen eine gemeinsame Richtung. Es beginnt ein Kampf, nicht der Herrscher, sondern der Völker. Napoleon hatte, und darin sieht Steffens seine weltgeschichtliche Berufung, einen jeden Deutschen gezwungen, sich zu fragen, ob er sich völlig aufgeben oder ob er sich erhalten wolle. Und jeder ehrenwerte Mann hatte den Kampf um die Selbsterhaltung schon längst beschlossen, als ihn der König erklärte.

Steffens ist kein Soldat. Selbst nennt er sich „den ungeschicktesten Sekondeleutnant der preußischen Armee“. Aber er ist von Anfang bis zum siegreichen Ende dabei. Er steht im Kugeltregen bei Großgörschen, ohne, wie er sagt, „naß zu werden“. Und er bleibt den ganzen Krieg hindurch an der Seite Blüchers, das heißt beim Vormarsch in erster, beim Rückzug in hinterster Linie, dauernd den Kanonenschüssen ausgesetzt. Er vollbringt keine heldische Tat, von der die Chronik meldet, aber er hält tapfer und treu das Wort, das er vor der Jugend dem Land gegeben hatte.

Am Abend des Einzuges in Paris führt er Gneisenau auf den Montmartre, wo sie die große eroberte Stadt vor sich liegen sehen. Das ist „der größte, ja der heiligste Moment“ seines Lebens. „Die ganze inhaltschwere Zeit, seit ich in Halle, obgleich aus der Ferne, in die erste geheime Verbindung mit Gneisenau trat, die stillen vertrauten Zusammenkünfte in Breslau, der Ausbruch des Krieges in dieser Stadt mit seiner mächtigen Begeisterung, der ganze Feldzug mit seinen verworrenen Ereignissen und glänzenden Siegen schwebten vor mir. Paris, und mit dieser Stadt der mächtige Riese, der Europa erschüttert hatte, lagen ohnmächtig zu unseren Füßen. Ich sah nichts als die mächtige Stadt, die Jahrhunderte lang Europa beherrscht, alle herrschenden Gedanken gefangen genommen und gefesselt hatte; bis jetzt konnte sie sich mit Recht die große Stadt, die Hauptstadt der Geschichte und der Kultur der Völker nennen. Ich sah nichts als diese Stadt, und der heiter gestimmte Held, wie er siegreich verklärt da stand, schien mir die edle Gestalt, der Genius des Krieges, und der rettende, dem gestürzten Riesen der richtende, zu sein. Ich blickte noch weiter um mich her und in mich hinein, ich erlebte die Zeit, als ich noch im vorigen Jahrhundert zuerst freudig begeistert, mit jugendlicher Hoffnung die deutschen Gaue begrüßte, aber inmitten des freundlichen Genusses das drohende Gewitter erkannte, welches von Ferne aufzog, langsam sich näherte, zerschmetternd unter uns einschlug, — und nun still sich zerstreute und die Sonne und den heiteren Himmel uns wiedergab. Der klare schöne Abend war selbst das treueste Bild des schönen Traumes, der mich gefangen hielt.“ Aber in diese Freude mischt sich Bitterkeit, als Steffens das Verhalten der Deutschen in Paris sieht. Nicht nur werden die Uebervundenen geschont, sie werden behandelt, als wenn sie die Sieger wären. Paris wird nicht von den Deutschen unterworfen; die Deutschen unterwerfen sich ihrerseits der „Hauptstadt der Welt“, sie verfallen in barbarisches Bestaunen ihrer Kunstschätze, ihrer Sitten. Dem, der kurz vorher den Sieg gepriesen hatte, ist es, als erblickte er Attila vor Rom. Und er muß sich eingestehen: „Wie fern lag uns noch der wahre Sieg.“

Als die Deutschen nach zwei weiteren Menschenaltern abermals in Paris standen, verstärkte sich diese heimlich sorgende Besinnung im Munde des jungen Kiehsche zu einem lauten Mahnruf an die Nation: „Ein großer Sieg ist eine große Gefahr.“ Dieses Wort, mit dem er — Lehrer der Jugend wie vor ihm Steffens — seine erste Unzeitgemäße Betrachtung beginnt, hätte er 1919 mit nicht minderer Wahrheit den Gegnern der Deutschen zuzurufen können. Aber die Sieger von Paris scheinen vor Warnungen blind und taub zu machen.

Julius Zerzer

Die Krähe / Erzählung

Der breite, vielfach zerfnitterte Schatten des schwer aus Stein gefügten Kirchturms von Sandenberg warf sich über versengte und welke Gräber, stieg dann über die Friedhofsmauer, wo sie am niedrigsten war, und lehnte sich jenseits in die dicht bereiften, glimmenden Wiesen, die in flach gerundeter Kuppe einem morgendlich rauchenden Waldland entgegenschwangen. Da und dort brannte noch die zerzauste Fahne eines geplünderten Astes, entzündet von dem aus Dünsten brechenden Strahl der späten Novembersonne, aber aus den Tiefen der Waldbestände quoll das purpurne Dämmern der fahlen Buchen oder schwelte, zu dichten Klumpen gedrängt, das rötliche Goldbraun des von den Stürmen noch nicht gelichteten Eichenlaubes. Zuweilen sträubten bläuliche alte Eschen, nach Drachenart gebogen und aufgerichtet, das Lanzendickicht der im vergangenen Sommer geriebenen glatten Schössfe. Ein ruhender Wald, ein dorrender Wald, hinunterflutend mit seinen hohen Wogen wie gegen ein verborgenes Tal der Toten. Darüber der splitternde Flügelschlag, das hungrige Kreisen der Krähen, deren Geschrei, aus der Dunsthülle jenseits der Wipfel dringend, die eisig wehende Luft durchschnitt.

So lag es vor dem Manne, der eben die Gittertüre des Friedhofs hinter sich behutsam ins Schloß fallen ließ, so daß ihre eisernen Stäbe nur kurz und verhalten klirrten. Er war in der Kirche gewesen, obwohl es ein Wochentag war, an dem es auf seinem Hofe trotz der späten Zeit des Jahres genug zu besorgen gab. Er hatte sich dennoch in die Messe begeben, allein, ohne Freund und Knecht, nur dem Schwert an seinem Gurt vertrauend, daß es ihn schützen werde auf seinem Weg. Diesen Beistand freilich mochte er nicht entbehren, denn unsicher war die Zeit, Gesindel und Fehde lauerten überall auf Wegen und Stegen, und die Wälder glichen Höhlen von tausend Schlünden, immer bereit, Gefahr und Gewalttat auf den friedlichen Wanderer, der sich ihren Säumen näherte, auszuspeien. Mochten sie drohen, mochte die Welt im Argen liegen, ein hartes Eisen ist ein guter Freund dem entschlossenen Mann, der auf das Schlimmste gefaßt ist, der bereit ist, zuzustoßen mit dem Grimm des Verfolgten, ohne lang auf Gnade zu warten von seinem verstockten Feind.

Und der Mann mit dem Schwerte hatte wohl Grund, seiner Kraft zu trauen. Hochgewachsen und breit in den Achseln, versiel er nun langsam in einen bedächtigen, schweren Schritt, das vom ergrauten Bart umrahmte, strenge und wie aus Erz gegossene Antlitz nach Westen gerichtet, gegen den auf und nieder sanft gewellten Rücken des Adenberges, an dessen östlichem Absturz eben das Kirchlein von Sandenberg sich erhebt, indes sich seine westlich beschließende höchste Kuppe nach dem niedrigen Hügelgelände senkt, das, zuwellen von Gräben durchschnitten, seine frei gelegenen, fruchtbaren Felder bis an den Rand des großen Waldes entfaltet, den sie den Weilhart nennen und der seine flachen, unendlichen Wipfelsfluten über die Ebene breitet gleich einem ruhenden tiefen See. Dort, am Saume des großen Forstes, wußte der Mann seinen Hof, von den leicht gewölbten Fluren umgeben, treulich umstanden von moosigen Birnbäumen, dunkel und fest aus behauenen Stämmen errichtet, Wohnhaus, Stallung, Schuppen und Speicher durch wohlverriegelte Tore zum Viereck zusammenschließend. So war der altersgebräunte Blockbau wohl einer Burg zu vergleichen. Und doch: er hatte nicht den Ehrgeiz, vornehm zu tun, wollte nichts anderes sein als ein Hof, ein Weidhof, ein Bauernhof. Und der Mann, der nach wehrhaftem Brauch ein Schwert an der

Seite trug, war kein Ritter, wollte kein Ritter sein, hatte nicht nötig, nach solchen Ehren scheußlich aufzublicken. Er war ein Bauer, und höher als das Schwert stand ihm Sense, Sichel und Pflug, denn solches Eisen baute, gewann und schuf, doch das Eisen des Ritters schlug nieder, zerstörte und brach den Frieden.

So war es nicht immer gewesen. Noch hatte er eine Zeit gesehen, da auch das Eisen des Ritters noch baute, noch fruchtete, noch ein redliches Werkzeug war für Zucht und Gerechtigkeit. Nun schlug das Schwert um Gewinn, nun war es schartig geworden von Raub und zielloser Fehde. Da war es besser, ein Bauer zu sein, das Eisen blank zu halten an den Steinen der Ackertrume. Die Sense blank zu halten im feuchten Gras, das man mähte am frühen Morgen. Die Schärfe der Sichel zu wahren, auf daß sie die schwankenden Garben des Roggens faßte. So blieb auch das Leben blank und erhielt sich den ewigen Sinn von Ausfaat und Ernte.

Langsam und kräftig schreitend bog der Bauer an einer kleinen Wegscheide rechts den Hügel hinauf und wollte eben an einer Keusche vorübergehen, die links des Feldpfades unter dem grauen, schwer mit Steinen beladenen Schindeldache hervorlugte — man sah ihr die Mühe an, sich unter der Wucht des Daches noch eben über dem Boden zu halten — als er sich von einer kreischenden Weiberstimme beim Namen gerufen hörte. Er wandte sich, ohne seinen Schritt zu hemmen, unwillkürlich nach der Richtung, aus der die Stimme kam, zog aber sogleich mit einem kurzen, heftigen Rucke des Hauptes den Blick zurück, als schüttelte er etwas Widerwärtiges von sich ab, und setzte mit scheinbar unentwegtem Gleichmut seine Wanderung fort. Um seine Mundwinkel freilich zuckte es, und über die Falten seines sonnverbrannten Gesichtes spielte ein drohender Schein, vor dem seine Augen wie geblendet zusammenkniffen. Aber das Weib, das ihm nacheilte, sah davon nichts, und so ließ sie sich denn nicht abhalten, immer hastiger hinter ihm her zu leuchten und dazwischen mit ihrer schrillen Stimme zu rufen: „Warum so geschwind? Kannst du gar nicht warten? Herr, so wartet doch ein wenig! Ich muß Euch sprechen! Etwas Großes, Entsetzliches ist geschehn!“

Jetzt war sie so dicht hinter ihm, daß sie die Schöße seines langen Lodenrodes hätte berühren können. Da wandte der Bauer sich um. Der Blick, den er ihr aus seinen hellen Augen zuwarf, war von so verbissenem Grimm, daß sie einen Schritt zurück tat, wie Hunde weichen, sobald der Wolf sich stellt. „Helmbrecht“, rief sie sich gleichsam wehrend, „seht mich doch nicht so feindlich an! Ich will nichts von Euch haben. Will Euch nicht anbetteln. Weiß ja, daß Ihr ein Silz seid, daß Ihr jedem Spaten sein Körnchen neidet. Habt Ihr doch, wie man sagt, Euer eigenes Kind bei Nacht und Nebel . . .“ Sie kam nicht weiter. Der Bauer hatte sie schweigend bei ihrem rauen Haarschopf gefaßt, ein paarmal herumgewirbelt und wie eine Kage in den weichen Sturzaeder, der sich am Wege hinzog, hinausgeworfen. Da lag sie nun, unbeschädigt zwar, doch um so übler von der nassen Erde beschmutzt, und konnte darüber nachdenken, daß sie ihren Eifer hätte bezähmen sollen, wenn sie ihr Ziel erreichen und den stolzen Bauern durch die schimpfliche Botschaft, die sie für ihn bereit hielt, verlegen wollte. Sie wartete eine Weile, als hätte sie sich zu Tode gefallen, in der stillen Hoffnung, jener würde sich vielleicht eines andern besinnen und Nachschau halten, ob ihr etwas Ernstes begegnet wäre. Aber darin hatte sie sich abermals gründlich verrechnet. Völlig unbekümmert ging er seines Weges, den sanften Hügelrücken entlang, und so mußte sie sich zuletzt entschließen, ihre Glieder, wo sie eben liegen mochten, zusammenzuraffen, sich aufzurichten und dem ihrer Stimme schon fast Entrückten mit der vollen Kraft der Gehässigkeit nachzugeisern: „Schande, Schmach und Schande über dich und dein Haus! Sie haben Helmbrecht, dein Kind . . .“ Der Wind verwehte die Worte. Der da draußen gegen die höheren Ruppen des Aden-

berges hinausging, konnte sie nicht mehr vernehmen. Aber was lag daran? Er würde bald genug an der bitteren Wahrheit zu würgen haben.

Der Bauer war mit sich nicht übel zufrieden, daß er sich des bösen Weibes auf so harmlose Weise entledigt hatte. Der Himmel hatte ihm zur Seite gestanden, sonst hätte er sie ohne Zweifel erwürgt, und das hätte einen verdrießlichen Handel mit dem Gericht gegeben. Zum mindesten hätte man ihn um ein paar Ochsen gebüßt. Das wäre die Vettel nicht wert gewesen, diese entlaufene Nonne, dieses nicht nur den Klostermauern, sondern jeder ehrbaren Zucht entsprungene Weib, das schlimmer als Heuschreckenschwärme, schlimmer als der fengende Feind in ihren ländlichen Frieden gebrochen war, um gleich dem Teufel, der alles Gedeihliche hassen muß, überall ihr Unkraut unter das Korn zu mengen. Abtrünnig war sie, abtrünnig wollte sie auch die andern sehen; es war ihr ein Vorwurf, wenn einer getreu dem Ererbten blieb. Es genügte ihr nicht, bei den Weibern Kupplerdienste zu tun, sie mußte das echte und rechte Handwerk des Teufels treiben, Hossart mußte sie pflanzen in arglose Herzen. Wußte sie doch, daß Hossart das größte der Laster war, das Laster, das Luzifer in die Tiefe gestoßen hatte, das um sich fraß, das sich selbst die Rückkehr benahm, das den Wesenskern zerstörte für diese Zeit und die Ewigkeit.

Ja, Meier Helmbrecht hatte es selbst zu seinem Verderben erfahren, welcher heimlichen Arglist sie sich zu bedienen wußte, wenn ihr daran gelegen war, eine Seele zu fangen. Da war sein Bub, Helmbrecht wie er geheiß, der war ihr ins Netz gelaufen. Eine Haube hatte sie ihm genäht, eine verzauberte, teuflische Haube, in der der Hochmut saß. Was hatte sie nur mit bunter Seide darauf gestickt, scheinbar gar künstlich, in Wirklichkeit doch nur mit Bosheit und Höllelist? Könige alter Zeit und Königsfinder, Waffentaten der Ritter, höfliche Frauen, die an der Hand ihrer Liebsten zur Fiedel den Reihen traten, und allerlei buntes Geflügel des Hochmuts und der Verliebtheit, Lerchen und Sittiche, Sperber und Turteltauben. Damit begann es. Die Haube stürzte der törichte Knabe über sein blondes Haar, wollte nun nichts mehr wissen von der Arbeit des Bauern, wollte ein Ritter sein. „Wer eine solche Haube trägt, kann nicht Saben säen und die Ochsen ins Joch spannen“, meinte er, „der kann nicht pflügen und unter schwere Säcke den Rücken beugen, der kann nicht schwarzes Brot essen und dazu Wasser trinken. Wein muß er haben und weiße Semmeln und ein gesottenes Suh. Und seine Hände darf er sich nicht mit der Arbeit schwärzen, sonst spotten die schönen Frauen, wenn er sie ihnen zum Tanze reicht.“ Wahrlich, die Hossart der Haube hatte sich dem Buben auf das Gehirn geschlagen, hatte ihm den Verstand zersessen. So litt es ihn nicht zu Hause, so sprengte er fort, so kam er in Unehren, ward ein Dieb und Räuber, ein Bauernschinder, bis ihn zuletzt der Scherge fing, ihm die Augen austach, die rechte Hand abschlug und den linken Fuß und dem blinden Bettler zu seinem Sohne nur mehr die Haube auf dem Kopfe beließ, die kunstvoll gestickte Haube mit König Karl und Roland und den trojanischen Rittern, die Haube mit den höfisch tanzenden Paaren und den bunten, schnäbelnden Papageien. Zum Teufel mit der Haube! Die hat ihn so weit gebracht; denn sobald ihm die Haube auf den Locken prangte, begehrte er auch einen feinen Rock, ein Kettenwams und ein Schwert, einen Hengst, ein Leben der Lust und des Abenteuers. Ohne die Haube hätte er die Tochter des Meiers Ruprecht gefreit, wie sie es doch seit langem mit den Kindern beschlossen hatten, wüchse in den Besitz des väterlichen Hofes hinein, wäre im Aufnehmen und Gedeihen. Aber die Haube wirkte es, daß er höher wollte. Höher, freilich! Aber nicht auf den grünen Zweig. Eher wohl auf den dünnen Ast eines schändlichen Baumes. Wie die Krähen schrien! Was rief doch dieses elende Weib ihm nach? Hatte es noch

nicht Unheil genug gestiftet? Was wollte es noch von ihm? Klang das nicht, als riefte sie: „Helmbrecht, dein Kind“? Nein, der Wind ging scharf, er konnte nichts mehr vernehmen. Wollte sie ihm von Helmbrecht etwas sagen? Aber was ging ihn das an! Der war ja nicht mehr sein Kind. Der hatte seine Art verleugnet. Seine Art verleugnete ihn. Nein, von Helmbrecht konnte ihm niemand etwas berichten. Den gab es nicht mehr. Den durfte es nicht mehr geben. Das war nicht der Blinde, den er vor einem Jahr vom Hofstör weggejagt hatte, als der Jämmerliche, von einem Knaben geleitet, einen Haselstab in der zitternden Linken, mit weinerlich klagender Stimme um Obdach und Essen flehte. Der hatte sich zwar Helmbrecht genannt, er hatte auch die Haube mit den Turteltauben auf dem verwüsteten und geschändeten Kopf, aber es war nicht Helmbrecht, sein Fleisch und Blut. Mochte ihm die Mutter durch einen Spalt der Türe ein Brot in die Hand gegeben haben gleich einem Kinde — wie ungeschickt er es faßte, denn er hielt ja den Stab — es war nicht Helmbrecht, er kannte den Blinden nicht.

Aber weshalb doch dieses Weib mit ihrem widerlichen Gezeter hinter ihm hergeeilt war? Sie mußte wohl darauf erpicht sein, ihr Unheil an den richtigen Mann zu bringen. Ordentlich aus dem Atem war sie gekommen. Man konnte sie leuchten hören. Mochte sie doch! Er wollte von ihr nichts wissen. Konnte er denn nicht seinen Frieden haben, seine bauerliche Arbeit tun und dann und wann in die Kirche gehen? Nicht in die Kapelle von Gilgenberg. Die war zu nahe. Da kannten ihn die Leute zu gut. In Sandenberg wußten sie weniger von ihm oder waren doch nicht so vertraut, daß sie nach allem gefragt hätten. Auch ging er ja nicht am Sonntag in die Kirche. Er wählte dazu einen Wochentag, da nahmen sich die wenigsten Zeit, dem Gottesdienst beizuwohnen. Ein paar alte Männer und ein paar zahnlose Weiblein von den nahen Gehöften. Die murmelten ihre Gebete. Und er sah nach dem Altar, wo die Wachskerzen flatterten, wo der Priester den Zauber der Messe beschwor. Und es war ihm immer eine kurze Geborgenheit, eine dem Leid entrückte und verschwiegene Stunde. Auch heute hatte er sich stiller im Herzen auf den Heimweg begeben. Da mußte ihn diese entsprungene Ronne an seine Schande gemahnen. Gut, daß er sie nur in den Acker geworfen hatte. Sein Grimm hätte dreimal ausgereicht, ihr den Hals zu brechen.

Ein wenig abwärts neigte sich der Weg nach der flachen Mulde, in der ein Bauernhof lag, um alsbald wieder ein wenig zu steigen. So ging es in sanftem Ebenmaß immer in westlicher Richtung fort, auf einer ununterbrochenen Kette von sanften Kuppen, die in ihrer Gesamtheit eben den breiten Rücken des Adenbergs bildeten. Zu beiden Seiten des Weges beherrschten lichtumspinnene Acker und Wiesen die flache Wölbung des Höhenzuges, und wo dieser steiler nach seinen Flanken zu sinken begann, flossen zu beiden Seiten die purpurnen Schattenwogen der Buchen- und Eichenwälder. Zuweilen, von hoher und freier Stelle, hob sich der Blick über die entblätterten Wipfel, drang zwischen bläulichen Ästen oder vorbei an den roten Fackelrändern des dünnen Laubes in die dunstigen Ferne. Gegen Mitternacht glitten abermals Wälder hin, aus denen nur zwei Punkte deutlich hervorschielen. Der größere, nähere war das Kloster Ranshofen, rechts dahinter, im Verlaufe des Weges an den Punkt des Klostergebäudes immer näher herantretend, war eine mattere Selligkeit, die die Lage von Braunau bezeichnete. Gegen Westen, sobald sich dahin ein Ausblick öffnete, dehnte sich immer das purpurbraune oder bläulich schwarze Meer des Weilharts dahin, gesäumt vom fernblauen Höhenzuge seines flachen Gestades, das sich nach den gelblichen Dünsten eines kraftlosen Himmels entwirklichte. Dort mußte über der Talschlucht der

Salzach Burghausen errichtet sein, der wehrhaft ummauerte sich seines Herrn, des Bayernherzogs, dem er für das verliehene Ackerland den Zins und die Gabe reichte und durch den er sich mit der weiten Gemeinschaft weltlicher Macht und ordnender Sitte verbunden fühlte. Gegen Mittag stand — zuweilen im losen Geäste der Wipfel, zuweilen frei auf bestellte Acker hinausgehoben — die Kapelle von Gilgenberg, über deren bescheidenen stumpfen Turm bald wieder flutende Wälder zusammenschlugen und alles Gelände verdunkelten, bis endlich Schleier der Ferne bleichten und, sich langsam nach oben klärend, zu Säuptern, Rücken und Türmen wild auseinander klappten. Das waren die Schollen der Felsenberge, fast wie Treibeis übereinander geschichtet, fern wie die Sterne und so unverändert wie sie in ihrem Zuge von Aufgang nach Untergang. Die blauten über jedes gute und böse Jahr, über beharrliche, fromme Arbeit und jähe, verblendete Freveltat, die nahmen alles mit dem Gleichmut ihrer Ewigkeit hin, weil sie wußten, daß ihr bloßes Warten genügte, um die kurze Dürftigkeit alles Menschlichen darzutun, dessen flüchtige Klagen gleich wandernden Wolfenshatten machtlos, pfadlos über die alte Erde des Schöpfers hauchten.

Was nur die Krähen hatten, daß sie heute so schrien und den freien Morgen mit ihrem gepreßten Aechzen verfinsterten? Schon auf dem Herweg war es ihm aufgefallen, doch hatte er nicht weiter darüber nachgedacht. Vielleicht lag ein totes Reh in einem der Wälder, da hielten sie nun ihre gierige Mahlzeit, um den Füchsen zuvorzukommen. Immer wieder stoben sie über den Wipfeln auf, immer wieder senkten sie sich hinab in die Aeste, in immer neuen Schwärmen zogen sie ihre flatternden Kreise, ließen ewig und immer den Miston ihrer hungrigen Stimme hören. Was sie wohl hatten, daß sie immer von neuem in unerfülllichen Seeren zusammentrafen? Es mußte wohl ein verendetes Wild sein, ein Reh oder gar ein Hirsch, der weidwund den Funden entkommen war und sich mit den letzten Kräften in das Dickicht des Unterholzes verkrochen hatte. Aber die Krähen hatten ihn doch gefunden, denen entging ihre Beute nicht, die errieten alles, was faul und verächtlich war und das Licht des Tages zu scheuen hatte. Wie hatte das Weib gerufen? Etwas wäre geschehen, was ihn anginge, etwas Verwünschtes und Schändliches? Er wußte um nichts. Der Wind hatte ihre Worte verweht. Er wollte um nichts wissen. Er wollte nach Hause eilen und nach der Arbeit des Knechtes sehen.

Wieder hatte er ein Gehöst hinter sich gelassen, wieder ging er durch eine seichte Mulde hin, die letzte, bevor der Adenberg seine höchste, westlichste Kuppe erreichen würde, als ihn der Feldpfad näher als bisher an das Gefänge eines hohen und tiefen Waldes heranzuführte, der an dieser Stelle die nördliche Flanke des Zügelsammes erstiegen hatte. Hier nun schien ihm das Treiben der Krähen am tollsten zu sein. In diesem Walde mußten sie etwas gefunden haben, um das sich ihr Geschrei, ihr Flattern und Markten lohnte. In immer neuen Stößen und Schüben drängten sie an, stoben hervor, baumten auf den fahlen Aesten der Buchen auf, die sich am Saume des Waldes vor dem Grunde purpurner Schatten bläulich vergitterten. Aber auch gegen den Ackerstreifen, der den Pfad von der Waldung trennte, quoll und schwärmte das Krähenheer vor, als hätte das versteckte Dunkel des Forstes nicht Raum genug, es in sich zu fassen, als müsse es alle Welt für den schwarzen Schlag seiner Flügel und den steifen Ernst seiner ruckweisen Schritte in Anspruch nehmen. Soeben hatte sich wieder eine Krähe auf den Acker herabgesenkt. Sie schien dem Schwarm der andern entweichen zu sein, um ihre Beute in die Nähe menschlicher Schritte zu flüchten, die sie wohl weniger scheuen mochte als die gierigen Schnäbel ihrer Gefährten. Zwar was sie an Raub mit sich führte, lohnte der Mühe kaum, nicht einmal der Mühe einer

hungrigen Krähe. Denn es war nichts Richtiges für den Magen, ein Stückchen Tuch oder buntes Zeug, auf dem ein paar grelle Flecken seidig im Lichte der Sonne spielten. Gerade diese lebhaft glänzenden Farben mußten wohl die Ursache sein, daß die Krähe an dem Lappen Gefallen gefunden hatte, daß sie ihn wie einen Schatz vor dem Neid der andern zu bergen suchte. Sie zerrte daran mit ihrem vorwiegend langen und scharfen Schnabel, als wollte sie die farbigen Zelligkeiten aus dem Grund des Gewebes lösen. Jetzt tat sie ein paar plumpe Sprünge, ohne doch ihre Beute fahren zu lassen. Jetzt haßte und zupfte sie wieder an dem schmutzigen Lappen.

Einen Augenblick starrte der Bauer auf den frech geschäftigen Luder vogel, der nicht zehn Schritte vor ihm sein widerlich lustiges Wesen trieb. Dann bückte er sich hastig, und schon faßte die feuchte Acker scholle, die er ergriffen hatte, gegen den scheinbar achtlosen Räuber. Der aber hatte doch die schnelle Bewegung mit dem niemals ruhenden Blick des schlechten Gewissens erfaßt und hing schon mit entrüstetem Schrei in den Schwingen, bevor noch die geschleuderte Scholle über den Acker stiebend zerkrümelte. Aber die Beute war ihm entfallen. Da glusste nun der zerrissene Lappen auf der schwärzlichen Ackererde.

Der Bauer neigte sich darüber. Er hob ihn nicht auf, als scheute er sich, mit seiner ehrlichen Hand zu berühren, was zuvor in den Fängen des Galgenvogels gewesen war. Er beugte sich nur hinab und betrachtete den beschmutzten und zerrissenen Lappen. Ja, es war kein Zweifel: was da mit grüner Seide in den zerfransten Rand eines Zwiefels gestickt war, mußte ein Sittich sein, ein verliebter und höfischer Vogel, und daneben die beiden bläulichen Vögel, die schnäbelten, waren zwei Turteltauben, und dann ging eine schmale rote Borte durch das Gewebe, und an der anderen Seite der Borte — wenn man den verknüllten Faden mit dem Schuh auseinander schob — tauchte die Hälfte eines Ritters auf und einer festlich gepuhten Frau, die hielten sich an den Händen, aber ob sie den Reihn traten, konnte man nicht erkennen, denn die Füße waren ihnen weggerissen, und die zerstückten Leiber hingen im Leeren.

Ein sonderbares, ein spaßhaftes Zeug, beinahe zum Lachen! Wohl das Stück einer vornehmen Haube, wie sie die gedehnten jungen Ritter zu tragen pflegten und auf der die ganze Herrlichkeit ihres Treibens in künstlichen Bildchen verzeichnet stand. Das Stück einer Haube von einem feinen, einem kindigen Kopf. Gerechter Himmel, wie mußte es da den verwöhnten Locken ergangen sein!

Der Bauer atmete schwer. Fast war es, als ob er stöhnte. Darum also schrien die Krähen so, darum konnten sie sich nicht genug tun mit ihrem höhnischen Krächzen! Sie hatten wohl eine gute Zeit, sie hatten Grund, sich zu freuen und im Dickicht des Waldes ihren Kirchtag zu halten. Ja, er entsann sich, die Nachbarn, denen der Dieb und Räuber in ihre Ställe und Vorratskammern gebrochen war, hatten Anstoß genommen an der Milde des Schergen, als dieser dem Verhafteten das elende Leben schenkte. „Wenn wir den Buben fangen, geht es ihm an den Hals. Wir ruhen nicht, bis er anderthalb Klafter über dem Boden im Winde schaukelt.“ So hatten sie es heimlich unter sich abgeredet, der Knecht hatte es von einem der andern Knechte gehört, hatte es seinem Bauern verstoßen zugeflüstert, als sie allein auf der Tenne waren. Der hatte ihm den Rücken gewendet. Er wußte ja längst, wie es kommen mußte. Schon damals, ehe der Junge hinaus zog in seinem blauen Rock, an dem die bunten Knöpfe funkelten und die Schellen klirrten, schon damals hatte er ja seinen bösen Traum. Da hatte er ihn auf dem dünnen Aste gesehen. Nun wohl, sie werden gewiß keinen ehrlichen Baum beleidigt haben mit seiner Schande. Gab es doch tote Stämme genug im alten und hohen Holz, an denen war nichts zu verderben.

Der Scherge war wüßig, die Bauern waren grob. Der Scherge ließ dem geblendeten Frevler die prahlende Haube über den lichtlosen Augenhöhlen. Die Bauern zerrissen sie, streuten sie in den Wind, sahen nicht ein, wozu der glänzende Glitter noch dienen sollte. Darauf verstand sich eine Krähe schon besser. Die war in die Turteltauben vernarrt, in das himmelblaue Gewand eines Ritters, in die weizenblonden Locken einer höflichen Frau.

Noch immer stand der Gebeugte versunken in dumpfes Brüten. Nun richtete er sich auf und trat mit dem schweren Bundschuh den Lappen tief in den feuchten Grund. Dann schob er mit dem Rande der dicken Sohle Erde darüber, häufte den Rücken zwischen zwei Ackerfurchen und glich ihn aus, daß alles war wie zuvor und niemand die Stelle gefunden hätte. Sollte der Frevler vermodern in der tragenden Scholle. Sollte Korn darüber rauschen. Sollte die Sichel darüber klingen. Sollte er weggesetzt sein vom reinen Antlitz der ewig von neuem entführten Erde.

Dann wandte sich der Bauer zum Gehen. Es zog ihn nicht nach dem rötlich glosenden Waldesdunkel, ihn verlangte nicht zu sehen, was dort die Krähen zur Mahlzeit lockte. Mochten sie hinter seinem Rücken schreien und lärmern und sich zanken um ihren schändlichen Fraß. Er wollte nach Hause eilen und Nachschau halten, was es auf seinem Hof zu bestellen gab und wie der Knecht die befohlene Arbeit verrichtete. Nur einen Augenblick schien es, als wollte ihn ein stummes Leid überwältigen. Ein schmerzliches Zittern irrte um seinen bärtigen Mund. Aber schon warf er troßig den Kopf zurück. Sollte ihm der Lappen einer zerrissenen Haube zu schaffen machen? Nein, er besann sich: der Blinde, der vor einem Jahre bettelnd an seine Türe gekommen war und dem er das Obdach verweigert hatte, der Blinde, den er nicht kannte, der trug eine solche Haube.

Werner Deubel

Genügt „Idealismus“ zur Deutschen Erneuerung?

1.

„Idealistisch“ nennt man gemeinhin einen Menschen, der, beschwingt von der Begeisterung für ein ideales Gut, uneigennützig und selbstlos dafür kämpft, ja bereit ist, diesem idealen Gut alles eigene Interesse — Nutzen, Glück, Gesundheit, Leben — zum Opfer zu bringen. Das klingt sehr eindeutig. Aber bei näherem Hinsehen zeigt sich, daß es nur ein gedankenloses Gerede ist. Stellen wir uns einen Rennfahrer, einen Bergsteiger oder Ozeanflieger vor. Denken wir an den Mann, der im Falboot das Meer überquerte. Sind sie nicht alle „Idealisten“, die ihr Leben scheinbar uneigennützig für eine Idee einsetzen? Aber doch nur scheinbar. Denn hinter der Maske kühnen Opferwillens steckt der dürrste Egoismus, den es gibt: der Selbstgenuß der eigenen Aktivität! Zu arm, um in der Seele noch angerührt zu werden von Fülle, Duft und Schönheit der Erde, „erleben“ sie nur die Steigerung des Ichgefühls, den seelenlosen Rausch des eigenen Machtwillens. Was treibt doch den Bergsteiger — sofern es nicht das hochseltene echte „Naturgefühl“ ist — zu seinen halsbrecherischen Klettereien? Der Triumph, „über seine Schlottern“

den Knie hohnzulachen“. Dieser Ausdruck stammt von Nietzsche. Nietzsche war der Erste, der die idealistischen Tugenden auf ihre Echtheit und Wahrhaftigkeit prüfte. Er entdeckte beinahe regelmäßig den Wolf egoistischen Machtwillens, der sich im Schafspelz idealistischer Tugend maskiert. Wer Nietzsches Enttarnungen der idealistischen „Seelenmaske“ *) nicht kennt, der macht sich heute lächerlich, wenn er über den Idealismus, ja über irgendein religiöses, pädagogisches, kulturelles Thema mitreden will. — Aber wäre dies selbst anders, wäre in jedem Fall kühner Tatwille wirklich selbstlos und „idealistisch“, so bliebe dennoch die Beziehung „idealistisch“ ein Qualmwort, das gerade das vernebelt, was es zu unterscheiden gilt.

Denn in diesem Sinne Idealisten sind der Kriegsfreiwillige von 1914, die englischen Frauenrechtlerinnen, die für ihre Idee im Gefängnis in den Hungerstreik eintraten, aber auch der Rotgardist der bolschewistischen Revolutionskämpfe. Jener Professor, der in einer Metallkugel in die Stratosphäre steigt, ohne zu wissen, ob er mit heilen Knochen wieder herunterkommt, wie aber auch der Attentäter von Sarajewo, der genau wußte, daß er mit dem Revolverschuß auf den österreichischen Thronfolger zugleich sein eigenes Leben vernichtete. Mit anderen Worten: wir sehen es der Bezeichnung „idealistisch“ gar nicht an, ob die damit gemeinte Handlung oder Haltung einer edlen, einer verwerflichen oder albernen Sache dient, ob sie am Aufbau oder an der Zerstörung mitwirkt. Wieder zitieren wir einen Satz Nietzsches: „Man hat . . . die »schönen Gefühle« für Argumente genommen, den gehobenen Busen für den Blasebalg der Gottheit, die Ueberzeugung als »Kriterium der Wahrheit« . . . : Diese Falschmünzerei geht durch die ganze Geschichte der Philosophie . . . Und wenn einer durchs Feuer geht für seine Lehre — was beweist das?“ In der Tat, es beweist nichts.

2.

Nun ist aber der Idealismus selber doch eine „Lehre“ — diejenige Weltanschauung nämlich, die von Fichte, Humboldt, Hegel, zeitweise auch von Schiller vertreten und ausgebaut worden und in zahllosen popularisierten Prägungen bekannt und wirksam ist. Sie gründet sich auf die Philosophie von Kant. Viele sagen: unser Unglück rühre vom Ueberhandnehmen des Materialismus her. Also könne eine deutsche Erneuerung nur auf der Grundlage des wiederhergestellten Idealismus geschehen. Wie verhält es sich damit?

Man vergegenwärtige sich einmal das „in zahllosen Sonnensystemen flimmernd ausgegossene Weltall“ (Nietzsche) und bedenke, daß dieselbe eine Urmacht des ewig hervorbringenden, ewig erneuernden Lebens dort oben die Sterne umeinanderkreisen und hier unten die Gesteine wachsen und die Ströme rauschen läßt und den unabsehbaren Reichtum der Pflanzen und Tiere in endlosen Geschlechtern wieder und wieder heraufführt — und man begreift die tief erschütterte religiöse Ehrfurcht eines Hölderlin, eines Nietzsche und vor allem eines Goethe vor der göttlich schöpferischen Urmacht der Natur und des Lebens, die Goethe mit dem Namen „die Große Mutter“ bezeichnete. . . .

*) Die weltgeschichtliche Bedeutung der Nietzscheschen Kulturkritik als einer Enttarnung der menschlichen Selbsttäuschungen, denen die Sittlichkeitswerte oder „Ideale“ entstammen, ist zum ersten Male klar herausgestellt worden von Ludwig Klages in „Die psychologischen Errungen-schaften Friedrich Nietzsches“ (2. Aufl., Leipzig 1930).

Hier halten wir einen Augenblick inne und erwägen: auch der Mensch ist ja ein Kind der Großen Mutter und ein Träger des Lebens. Die Natur bestimmt sein Wesen als leibhaft eingekörperte Seele und als seelisch, das heißt raffisch geprägten Leib. Die Leibseele, dies Stück lebendiger Natur im Menschen, ist seine Wurzel und — zum Beispiel nach Goethes Meinung — der Sitz aller seiner schöpferischen, produktiven Gaben.

Aber überdies ist der Mensch auch noch Träger des Geistes.

Was ist eigentlich Geist im Gegensatz zu Leben? Geist ist die Fähigkeit des Bewußtseins und des zwecksetzenden Willens. Das natürliche Leben ist immer unbewußtes Wachstum; es kennt keine bewußten Zwecke und keinen Willen. In der lebendigen Natur ist der Mensch die einzige Stelle, wo sich der bewußte, zwecksetzende Geist mit dem Leben verbunden hat. Wenn dieser Geist, wie Goethe es ausdrückt, „der Natur zutraulich folgt“, wenn er nur dient, die produktiven Antriebe der Seele zu verwirklichen, so sind wir Menschen imstande, eine zweite Art gewachsener Natur hervorzubringen, Werke nämlich der Weisheit, Religion und Kunst, die wir unter dem Namen Kultur zusammenfassen.

Es ist beinahe unsäglich, daß es Weltanschauungen gibt, die behaupten, göttlich sei gerade nicht die gebärerische Fülle des Lebens, sondern das bewußt Geistige, das zwecksetzende Willensmäßige. Ein Geist habe das Leben erst erschaffen, und zwar zu dem Zweck, damit der menschliche Geist und Wille es umforme und sich untertan mache.

Eine solche Weltanschauung ist der Idealismus. Plato war der Erste, der behauptet hat, die lebendige Wirklichkeit sei nur das Schattenbild göttlicher Ideen. Seit Plato ist das Wort „Idee“ einer der merkwürdigsten Götzen der europäischen Denkgeschichte gewesen. Nimmt man ihm den fremdwörtlichen Nimbus ab, so bedeutet es: Gedanke oder Begriff. Nur ein Bewußtsein hat Gedanken oder Begriffe, die lebendige Wirklichkeit hat keine Gedanken oder Begriffe. Der Sinn des Idealismus von Plato bis Hegel und Schopenhauer ist also: die Wertlosigkeit alles bewußtseinslosen Lebens darzutun. Der Idealismus lehrt: die Große Mutter, die Goethe verehrte, sei gar keine Gottheit, denn sie repräsentiere ja „nur“ das Leben und gerade nicht den Geist und die Ideen. Oder — wie Luther es ausdrückte — die lebendige Natur außerhalb des bewußten Menschen sei nichts als „Maske und Nummenschanz Gottes“.

3.

Nun könnte man fragen: ist es denn gar so wichtig, was sich die Menschen alles über das Wesen der Welt zusammendenken? Und wir müßten antworten: ja, es ist über die Maßen wichtig. Denn aus dem Glauben der Menschen entspringen ihre Handlungen: Veränderungen der Erdoberfläche, Kriege und Wandlungen des Menschengeschlechts.

Indem der Idealismus den obersten Wert oder gar die Gottheit nach dem Modell des Menschengestes vorstellt, ist er wortwörtlich derjenige, der — mit einem Ausdruck Goethes — „sich über Wolken seinesgleichen dichtet“. Kant und Fichte vertraten ernstlich die Auffassung, die wahrnehmbare Welt im Raum und in der Zeit würde vom menschlichen Bewußtsein erst geformt. Solche Lehren liefern erst den theoretischen Unterbau für das, was Nietzsche einmal kerntreffend den „Theologenglauben an die Wirklichkeit“ des Lebens genannt hat, und laufen

auf nichts weiter hinaus als darauf, die Alleinherrschaft des Menschengelstes zu begründen. Angesichts solcher Verstiegenheiten fühlt man sich versucht, mit E. M. Arndt auszurufen: „Ich sage es geradezu: der Geist hat die Natur auf den Kopf gestellt und was unten war, zu oben gemacht!“ Darum: „Ein gewisses Seidentum hätte nie zerstört werden sollen, und jeder Mensch, der es mit seinem Geschlechte gut meint, sollte dahin arbeiten, es wieder lebendig zu machen.“

Jene Kopfstellung, von der Arndt spricht, hat verwüstende Folgen gehabt. Betrachten wir kurz diese Folgen in bezug auf das Lebendige im Menschen und auf das Leben der Erde.

Die natürliche Religion der Ehrfucht vor den schöpferischen Mächten des Lebens wird durch einen überheblichen Geist- und Willensdünkel verdrängt. In der Moral entwertet dieser Geistes- und Willensdünkel auch die menschliche Seele. Gerade in Kants Morallehre tritt die ehrfurchtslose Geistbezüglichkeit des Idealismus nackt zutage. Die Leibseele des Menschen gilt von vornherein als mangelhaft, als von der Wurzel an böse, formlos und der willensmäßigen Dressur bedürftig.

Als Goethe diese Auffassung bei Kant als Grundlage seiner Morallehre las, äußerte er in heller Wut: „Kant hat seinen philosophischen Mantel freventlich mit dem Schandfleck des radikalen Bösen beschlabbert, damit doch auch Christen herbeigelockt werden, den Saum zu küssen.“ Die menschliche Seele wird bei Kant in den Abgrund der Verworfenheit gestoßen. Alle lebensmächtigen Eigenschaften, die dieser Seele entquellen, wie Adel, Schönheit, Selbentum, Feuer, Tiefe, Fülle, werden als „gemeine Natur“ wie ein Bettel beiseitegeschoben. Einzig der Wille wird für gut erklärt, und über allen Menschen ohne Unterschied wird das e i n e öde Geistesgesetz des sogenannten kategorischen Imperativs aufgerichtet. Voller Entsetzen erkannte der heldische Schiller, daß die Kantische Morallehre — wie er sich ausdrückte — „nur für die Knechte sorgte“ und keinen vornehmen und großartigen Menschen hervorbringen könne. Von dieser Erkenntnis an ist Schillers Leben eine Kette von Anstrengungen, den Idealismus Kants wieder loszuwerden.*) („Zwei Jahrzehnte kostest Du mir: zehn Jahre verlor ich, Dich zu begreifen, und zehn, mich zu befreien von Dir.“)

Damit kommen wir zu den Folgen der idealistischen Kopfstellung in bezug auf das Leben der Erde. — Durch den Glauben an die Vorzugsstellung des Geistes und des Willens wird der Mensch aus dem Gemeinschaftszusammenhang des Lebendigen herausgerissen. Sein entwurzelter Geist „folgt“ der Natur nicht mehr „zutraulich“; er wird im Gegenteil ihr blutaugender Dampyr. Da hilft alles Gerede von Liebe nichts, die wir unter den fadenscheinigen Namen „Humanismus“ kennen. Denn diese Liebe gilt n i c h t dem Lebendigen, sondern bezeugt ausschließlich die Solidarität aller Geist- und Willensträger gegenüber den übrigen Lebewesen. So wirft sich der dünnhäutige aufgeblähte Menschengelst zum Herrscher, Richter und Unterjocher des Lebens auf. Landschaften, Hochwälder, Tier- und Pflanzengeschlechter, aber auch die Blüten der schöpferischen Seele, alte Weistümer, Ur-Religionen, Naturvölker, Volkslieder, Trachten, Sitten und Bräuche — alles, was aus dem

*) Vergleiche in der Festschrift für Ludwig Klages „Die Wissenschaft am Scheidewege zwischen Leben und Geist“ (Leipzig 1932) meinen Aufsatz über Schiller: „Der deutsche Weg zur Tragödie.“

völkischen Quellgrund des Blutes, des Instinkts und der Rasse erwächst, ist unter seinen mörderischen Streichen tödlich getroffen oder schon verendet.*)

4.

Hier machen wir eine grundsätzliche Bemerkung: alle bisherigen Umwälzungen und Revolutionen waren ein ruckartiges Vordringen des Menschen-Geistes gegen das Leben im Menschen und in der Natur. Immer standen sie im Zeichen der Aufklärung, der Ueberwindung, ja Ausrottung urchümlicher Substanzen, im Zeichen des Fortschritts, der Rationalisierung, der willensmäßigen Organisation. Ihr inbrünstiger Glaube war der Wahn, Vernunft und Wille allein könnten und müßten die Welt verbessern. Immer gingen sie Hand in Hand mit der Zertrümmerung natürlicher Gemeinschaftsformen und der Vernichtung urchümlicher Blutes. Im Namen des Geistes und Heiles ließ Kaiser Karl, der sogenannte „Große“, bei Verdun an der Aller 4500 Deutsche abhachten. Im Namen der Vernunft richtete die französische Revolution rund 3000 Adlige hin. Im Namen der völligen Durchrationalisierung alles völkischen und staatlichen Lebens ermordete der Bolschewismus Millionen Menschen.

Damit kommen wir zu einer ersten wichtigen Entscheidung gegenüber dem Idealismus. Sämtliche Revolutionen alten Stils waren Aufstände des Geistes und Willens gegen Leben, Natur, Seele, Volk, Blut. Die deutsche Erneuerung kann nur eine Revolution neuen Stils sein — ein Aufstand gegen die Willkür und den Dünkel des lebensfeindlich gewordenen Geistes für Erhaltung und Pflege aller Wachstumsmächte der Natur; des Volkes, der Seele.

Auf welcher Seite steht der Idealismus?

Als die französische Revolution ausbrach, jubelte Kant über die Begründung „des goldenen Zeitalters der Vernunft Herrschaft“, während der lebensfromme Goethe sofort wußte, daß dieser Ausbruch das Ende der lebendigen Kulturen bedeutete und „das schrecklichste aller Ereignisse“ sei. Und weiter: Die Lehre von Karl Marx ist die Grundlage des Bolschewismus. Es ist eine selten richtig verstandene Tatsache, daß Marx ein Schüler des deutschen Idealismus war. Marx erhielt sein philosophisches Rüstzeug von Hegel.

Diese Zusammenhänge sollten wir endlich einmal klar erkennen. Ihr scheinbarer Widerspruch ist leicht aufzuhellen. Der Idealismus meint, er erstrebe das Gute, Wahre, Schöne. Aber die Garantie für das Erscheinen des Guten, Wahren, Schönen sieht er in der Vorherrschaft des Geistes, des Willens, der Vernunft über das Lebendige, über die Natur, über die Leibseele. An diesem furchtbaren Irrtum ist die deutsche Kultur zusammengebrochen. Denn Vorherrschaft des Geistes, des Willens, der Vernunft ist auch das Ziel des Materialismus, der Technik, der Revolutionen alten Stils. Darum hat der Idealismus den Todeszug des Materialismus nie aufhalten können. Wir haben gesehen, daß er ihn im Gegenteil unbewußt gefördert hat. Es ist völlig folgerichtig, wenn unlängst auf einer christlichen Massentagung ein Redner sich über das Thema „Christentum und Technik“ folgendermaßen vernehmen ließ: Der Christ müsse den technischen Fortschritt

*) Die großartigste Gegenrechnung, die der logistischen Kultur in Gestalt einer Totenliste ihrer Mordopfer gemacht wurde, ist der Titelaufsatz in „Mensch und Erde“ (4. Aufl., Jena 1932), den Ludwig Klages 1913 der deutschen Jugend zur Hohen-Meißner-Tagung geschrieben hat. „Die Zivilisation“, heißt es dort, „trägt die Züge entfesselter Mordsucht, und die Fülle der Erde verborrt vor ihrem giftigen Anhauch!“

bejahren und fördern, denn „auch die Technik dient dem Gottesbefehl, die Natur zu überwinden und sich über die Erde zu erheben“.

5.

Damit kommen wir zu einer zweiten grundsätzlichen Feststellung: Idealismus und Materialismus sind feindliche Brüder einer Herkunft und so wenig wirkliche Gegensätze wie der rechte und der linke Flügel einer Armee. Beide verkennen und befehlen — wennschon aus unterschiedlichen Gründen — das Leben. Für beide ist das Lebendige, ist die Natur ohne Eigenwürde, solange nicht der Menschengeist sich ihrer bemächtigt, um aus ihnen erst „etwas Richtiges“ zu machen. Wahrlich, man staunt über den verwegenen Dünkel solcher Weltanschauung! Als Schiller noch ganz im verderblichen Banne Kants stand, äußerte er: „Nur durch das, was wir ihr leihen, entzückt uns die Natur. Die Anmut, in die sie sich kleidet, ist nur der Widerschein der inneren Anmut des Beschauers, und großmütig flüssen wir den Spiegel, der uns mit unserem eigenen Bilde überrascht.“ Von diesem Satz des Idealisten Schiller läuft eine schnurgerade Linie zu folgendem Ausspruch des Naturalisten Gerhart Hauptmann: „Natur ist in sich selber tot, wo sie nicht vergeistigt wird. Was ich nicht bin, hat keine Bedeutung für mich. . . . Und so bin ich denn alles, was für mich ist; und das ist überhaupt nicht, was nicht für mich ist. Darum darf sich der Mensch zum Gotte machen!“ . . .

Die innere Wesensgleichheit von Idealismus und Materialismus ist von der heutigen Lebensphilosophie ein für allemal bewiesen. Der Titel des „biozentrischen“ Systems von Ludwig Klages „Der Geist als Widersacher der Seele“ (Leipzig 1929) formuliert im Grunde nur aufs schärfste den Sinn jenes Protestes der deutschen Seele gegen die alte „logozentrische“ Kultur Europas, der (nach Vorangang der Cusanus, Paracelsus, Eckhart, Böhme, Hamann, Herder) zum ersten Male in Goethe weithin sichtbar aufgelodert ist. So kann es denn nicht wundernehmen, daß Goethe, der jeden Idealismus leidenschaftlich abgelehnt hat, auch die Gleichläufigkeit der idealistischen wie der materialistischen Weltauslegung deutlich gesehen hat.

Wie die Wurzeln des Bolschewismus in der idealistischen Philosophie Hegels liegen, so ist Kant der Stammvater des Maschinenzeitalters und des technischen Fortschrittswahns. Denn die Technik gäbe es nicht ohne die mechanistische Naturwissenschaft, und diese Naturwissenschaft gäbe es nicht, hätte nicht Kant zuvor mit allen theoretischen Künsten „logozentrischer“ Weltfälschung die Natur der lebendigen Eigenwürde beraubt. „Idee“ und „Materie“, „Geist“ und „toter Stoff“ (oder „Kopf“ und „Unterleib“, moralischer „Wille“ und „tierischer Trieb“) sind aufeinander bezogene Wechselbegriffe. Jenseits beider aber steht, was weder Geist noch Stoff, weder Idee noch Materie (weder Kopf noch Unterleib, weder Wille noch Trieb) ist — das Leben (oder die Seele). Die revolutionäre Bedeutung Goethes besteht darin, daß in der Neuzeit mit ihm erst eine „Wissenschaft vom Leben“ begonnen hat. (Vgl. „Goethe als Seelenforscher“ von Klages.)

6.

Das 19. Jahrhundert hat aber nicht an Goethe, sondern an Kant und Hegel angeknüpft und hat damit zwangsläufig die Kulturverwüstungen des Materialismus mitverschuldet. So ist es nicht verwunderlich, wenn wir immer wieder den

Idealismus mit dem Materialismus in geheimem Bündnis sehen. Wie der „Positivismus“, so ist erst recht der „Liberalismus“ (der nach einem kerntreffenden Spottwort „Kattun“ meint, wenn er „Gott“ sagt) ein Ausdruck dieses Bündnisses zwischen den Scheingegnern „Idealismus—Materialismus“ oder „Reaktionär—Fortschrittlich“.

Unsere Jugend weiß heute, daß die deutsche Erneuerung gleichbedeutend ist mit Ueberwindung des Liberalismus durch eine Umwertung der logistischen Ueberbewertung des Geistes und des Willens (mag die nun idealistisch oder materialistisch abgestimmt sein), durch eine konservative Revolution im Namen der alten, ewig-jungen Mächte des Lebens, der Seele, des Gewachsenen. Es hieße also, den Teufel durch Beelzebub austreiben, wollte man dies gerade mit Hilfe des Idealismus bewerkstelligen.*)

Wir fassen abschließend die drei Folgerungen kurz zusammen, die sich aus unsern Ueberlegungen ergeben, und richten uns dabei erstens an die Gegner des Idealismus, zweitens an die Idealisten selber und drittens an die deutsche Jugend.

Wie es keinem zusteht, das Christentum anzutasten, wenn er nicht nachweislich eine lebendigere Religiosität verkörpert, sondern nur ein dürre Rationalist und Atheist ist — so hat auch keiner das Recht, den Idealismus politisch und weltanschaulich zu bekämpfen, wenn er bloß ein Materialist ist ohne eine nachweislich tiefere Beziehung zu wirklichen Lebensmächten, zu Volk, Natur, Blut, Seele.

Ferner: die Idealisten selber sollten heute bescheiden sein und einsehen, daß wir aus der Geschichte lernen müssen. Es wäre sinnlos, den Irrtum des vorigen Jahrhunderts noch einmal zu wiederholen. Es ist ja gar keine Frage, daß die Träger christlicher wie idealistischer Gesinnungen der deutschen Erneuerungsbewegung weit näherstehen als die Atheisten und Materialisten. Aber sie können unmöglich die Führung beanspruchen. Sie sollten als helfende Freunde beiseite stehen — einem Vater ähnlich, der die neue Aufgabe, die über seine Kräfte geht, dem Sohne überläßt und nicht nörgelt, wenn der Sohn sie nicht nach den Rezepten des Vaters zu lösen versucht.

Und schließlich: die Träger der deutschen Erneuerung sollten endlich erkennen, daß von den edelsten deutschen Geistern — um nur die wichtigsten zu nennen: Hölderlin, Goethe, Nietzsche — eine in sich einheitliche Umwertung aller Werte bereits vorgeprägt ist. Hier sind — von der offiziellen Kultur aus Angst oder Unverständnis unbeachtet — Erneuerungsentwürfe herangewachsen, wie sie so revolutionär und fruchtkräftig keine europäische Jugend außer der deutschen in ihrem nationalen Erbgut bereitlegen hat.

Kein Mensch kann behaupten, Goethe, Hölderlin, Nietzsche seien Idealisten gewesen. Ebenso sinnlos wäre es, sie Materialisten zu nennen.

Was sind sie aber dann?

Sie sind Repräsentanten der aufbegehrenden deutschen Seele, Beginner einer Kulturrevolution, Glühende einer neuen Frömmigkeit, Führer zu einer deutschen Erneuerung.

*) Da selbst für gescheit geltende Leute gegen die „Selbstfeindlichkeit“ des neuen „biozentrischen“ Weltbildes Einwände erheben, die — wo nicht böswillig — mindestens stumpfsinnig und undurchsichtig sind, so kann nicht oft genug hingewiesen werden auf den klärenden Aufsatz „Mißverständnisse über den Sinn des Gegensatzes von Geist und Leben“ von Hans Prinzhorn. „Deutsche Rundschau“, September 1931.

Der Kampf um Ludwig Klages

Ein Beitrag zur geistigen Situation unserer Zeit

Soll die Sammlung unserer stärksten und originellsten Köpfe zu einer neuen deutschen Kulturfront Sinn und Stoßkraft erhalten, so sollte schon der einfache Selbst-erhaltungswille uns zwingen, auf die Wahrhaftigkeit der Schreiber acht zu geben, die ihre Feder an den wenigen Quellgeistern erproben, mit denen uns das Schicksal in diesen Zeitläuften beschenkt hat. Daß Klages zu diesen wenigen Quellgeistern gehört, wird seit neuestem kaum mehr bezweifelt — die ansehnliche Zahl von Aufsätzen, die sein 60. Geburtstag hervorgelockt hat, legt noch besser Zeugnis ab als der Widerhall, den sein unlängst vollendetes philosophisches Hauptwerk „Der Geist als Widersacher der Seele“ bis heute gefunden hat.

Wer seit nahezu 15 Jahren den geheimen Kampf gegen Werk und Person von Klages verfolgt und großenteils in aktiver Verteidigung mitgemacht hat, überblickt heute einigermaßen die strategische Lage der Gegner, nachdem wenigstens ein Teil von ihnen sich aus dem sicheren Versteck hervorgewagt und zu offenem Kampf gestellt hat. Das vorliegende Material würde auch zu einer Analyse der gesamten geistigen Situation unserer Zeit ausreichen. Einstweilen sei nur eine Skizze davon geboten. Der Uebersichtlichkeit halber seien ein paar Gruppen gebildet, je nach der Art, wie die Gegner sich durch das Weltbild und die Philosophie von Klages angemutet fühlen.

Erste Gruppe: Vertreter eigener Anschauungen; daher trotz Gegnerschaft Verständnis und Achtung. — Zweite Gruppe: Vertreter tendenziöser Einseitigkeiten; daher entweder Gleichgültigkeit oder Mißachtung, beides aus Unwissenheit. — Dritte Gruppe: Relativisten, Gleichmacher, Formalisten; diese fühlen sich durch Klages entlarvt und bekämpfen ihn erbittert. — Vierte Gruppe: Geltungsjüchtige Ausbeuter; folglich Gehässigkeit und Brunnenvergiftung.

I.

Es ist etwas beschämend für die Träger des deutschen Kulturerbes, daß wir die Vertreter der ersten Gegnergruppe hauptsächlich im — Auslande finden. Baron Ernest Seillière, Literaturhistoriker und Kulturphilosoph, strenger Katholik und Royalist, Verteidiger des lateinisch-französischen Rationalismus gegen alles Romantische, das er seit Rousseau in sechs Generationen-Wellen anbränden und den Imperialismus der Vernunft bedrohen sieht, hat 1931 ein Buch veröffentlicht unter dem Titel „De la Déesse Nature à la Déesse Vie“ (Von der Göttin „Natur“ zur Göttin „Leben“) oder „Myistischer Naturalismus und Vitalismus“. Der Hauptteil des Buches, das mit einem Essay über deutsche Romantik unter Hervorhebung der Rolle Bachofens beginnt, ist dem „Philosophe du Romantisme intégral“ Klages gewidmet (S. 77 bis 264), woran sich dann noch ein Abschnitt über „Un vitalisme rationalisé“ (über S. Prinzhorn, S. 265 bis 308) und „Romantisme et Christianisme“ (über E. Hegler, S. 309 bis 342) anschließt.

Die Grundhaltung zu seinem Gegner Klages gibt Seillière gleich eingangs kund und weicht auf den rund 200 Seiten, die der Bekämpfung des Gegners gewidmet sind, nicht einen Augenblick davon ab: (S. 77.) „Ludwig Klages interessiert mich auf eine ganz besondere Weise und zieht mich an, weil er mir als die lebendige Antithese

meiner selbst erscheint. Ich habe in der Tat mein Leben eingesetzt, um die moralischen Zerstörungen kenntlich zu machen, welche die Natur-Romantik in der modernen Welt angerichtet hat: er hat sein Leben daran gewandt, die Grundsätze und Lehren der deutschen Romantik zu vollenden und bis in ihre letzten logischen Konsequenzen zu verfolgen. Deshalb habe ich ihn mit ernster Aufmerksamkeit studiert (er ist nicht immer ein bequemer Autor), und ich muß sogar sagen, mit wirklicher Sympathie, trotz der Festigkeit meiner Protestreaktionen an manchen Stellen, so sehr spürt man, wie tief aufrichtig er ist und von edelsten Absichten bewegt. Die Wahrheit muß zwischen unseren beiden Lehren liegen — in einer Synthese, die zweifellos eines Tages daraus entstehen wird". Und: „Ich wiederhole, daß er nicht nur ein höchst legitimer Widerhall der (romantischen) Schule von 1800 in seinem Vaterlande ist, sondern das enfant terrible dieser Schule; oder auch mit andern Worten, ihr Testamentsvollstrecker, und wahrhaftig ein von erbarmungsloser Logik getriebener!" Mit größter Sorgfalt gibt Seillière dann kritische Referate über die Teile der Lehre von Klages, die ihm für seinen Kampf gegen die romantische Bewegung in Europa seit 1760 am wichtigsten sind, ständig mit ausführlichen Zitaten seine Urteile stützend.

Sein ernstes Bestreben, dabei dem Gegner Gerechtigkeit zu erweisen, muß freilich in mancher Hinsicht erfolglos bleiben. Ist doch Seillière einer der bedeutendsten Vertreter jenes französischen Rationalismus, der Verdacht gegen alles hegt, was echter Versenkung den Vortug gibt vor nüchterner Beherrschung der praktischen Tageswelt. Die romantische Seite Goethes, erst recht ein Hölderlin, Kleist, von den Denkern alle die, denen nicht Fortschritt in der Rationalisierung, sondern Vertiefung der Besinnung am Herzen liegt (also Kiehsche, Bachofen besonders) — das alles wird bei weitgehendem Verständnis für Rang und Leistung doch stets mit dem Akzent des Bedrohlichkeitsgefühls beurteilt. Kein Wunder, daß dies im höchsten Maße für Klages gilt, bei dem zur Tiefe der Welterschaffung noch die Mächtigkeit der unerbittlichen Logik kommt.

Neben den (70-jährigen) ritterlichen Kämpfen des alten katholischen Frankreich stellt sich der (35-jährige) provençalische Bauernsohn ohne akademische Grade Gustave Thibon, streng-katholischer Philosoph, Schüler von Professor Jacques Maritain, dem Haupt der Neu-Thomisten. Er muß heute für einen der intimsten Kenner und besonnensten Kritiker der Philosophie von Klages gelten. Wie Seillière hat er sich an der Festschrift zum 60. Geburtstag mit einer sehr selbständigen Arbeit betätigt: „La structure et la destinée de la personne humaine d'après St. Thomas d'Aquin et Ludwig Klages“, zugleich in der „Revue Thomiste“ 1932 eine längere Abhandlung „Caractéologie Klagesienne et Psychologie Thomiste“ veröffentlicht (S. 564 bis 598) und soeben ein ganzes Buch über Klages in Druck gegeben, in dem er einerseits auf die Metaphysik und anderseits auf die praktischen Folgen der Lehre eingeht. Es sei wiederum die Grundhaltung seines Kampfes gekennzeichnet durch ein Zitat (S. 565): „Wir sehen in Klages den erstaunlichsten Dionysius der konkreten Tiefen des Ich, der seit Kiehsche erschienen ist. Aber die durchdringende Intuition und die Subtilität einer Beobachtungsweise, die auf die intimsten Nuancen der Natur und des konkreten Handelns zugeschnitten ist, vereinigen sich in ihm noch — weit mehr als bei Kiehsche — mit sehr mächtigen — und sehr gefährlichen! — Begabungen: nämlich der Logik und des Systemdenkens. Weder die Uebertreibungen noch das Sinausschiebende seines Stils . . . noch seine oft ungerechten Gesamturteile über die akademische Psychologie, noch sogar sein beunruhigender Anspruch, eine allgemeine Metaphysik errichtet zu haben, könnte uns das Ausmaß und die Originalität seiner Entdeckungen vergessen machen. Es ist skandalös genug, daß Klages in der Mehrzahl der gewichtigen Bände, die man in Deutschland der Charakterkunde widmet, entweder kurzweg ignoriert oder nebenbei, wie einer von vielen ohne eigene Bedeutung zitiert wird . . . Nichts menschlicher als

diese Haltung: man erträgt es, an Breite oder Genauigkeit übertroffen zu werden, nicht an Tiefe. Aber intellektuelle Redlichkeit gebietet uns, die Wichtigkeit eines Werkes nicht nach der Nähe seiner Beziehungen zur akademischen Wissenschaft seiner Zeit zu bewerten, sondern nach dem zeitlosen Reichtum seines objektiven Gehalts. Diese Aufgabe ist hart und kostet manchmal einigen Schweiß: aber man erringt wenigstens die Befriedigung eines guten Gewissens, wenn man sie auf sich nimmt."

Leider habe ich in Deutschland an gegnerischen Äußerungen nichts entdecken können, was sich in einem Atem mit Seillière und Thibon nennen ließe. Von protestantischer Seite ist am ernsthaftesten zu nehmen die Abhandlung von Carl Schweitzer „Moderne Charakterologen und Christentum. Eine Auseinandersetzung mit L. Klages und H. Prinzhorn" in der „Zeitwende" 1930 (S. 153 bis 172), weil hier wenigstens soviel guter Wille und Sachkenntnis (durch reichliche Zitate belegt) vorhanden sind, daß jeweils der gemeinte Sachverhalt und der Einwand unterscheidbar sind. Im deutschen Protestantismus wird man allmählich zweierlei Wirkkräfte besser unterscheiden müssen, nämlich solche, die vorwiegend für die Geschichte des Christentums von Belang sind, und außerdem solche, die der Selbstentfaltung der deutschen Seele innerhalb der europäischen Geistesgeschichte dienen und wesentlich über den Rahmen der christlichen Kirche hinausreichen. Wir dürfen nicht vergessen, daß ein Luther nicht nur wegen seiner Beheimatung in der römischen Kirche und der jüdisch-christlichen Religionslehre, sondern etwa ebensosehr wegen seiner genialischen, kräftig-bäuerischen mittel-deutschen Natur seine geschichtliche Aufgabe hat vollbringen können. Demgemäß besteht zwischen ihm und allem, was stark deutschwüchsig ist, eine Brücke von Blutgemeinschaft, selbst wo eine solche auf der Ebene der Lehrgemeinschaft nicht besteht. Auch beim „heidnischen" Klages besteht zu einem Luther eine solche positive Beziehung.*)

II.

Wenn ich mich nicht irre, gibt es außerhalb der katholischen Glaubenslehre keine Weltanschauung, die für eine Gesamtauseinandersetzung mit Klages genügend fundiert wäre. Vertreter der zweiten Gruppe (tendenziöse Einseitigkeit) begegnen uns dagegen bezeichnenderweise nicht selten im Lager des „deutschen Idealismus", ungeachtet Klages mit dessen großen Begründern nicht nur eine Strecke weit übereinstimmt, sondern sie an Strenge sogar übertrifft. Allein die Statthalter dieser Gesinnung merken noch nicht, daß sie auf überalterten Begriffen festgefahren sind und die unmittelbare Berührung mit dem inneren Leben ihrer Zeit längst verloren haben. So widerstreben sie dem gewaltig aufrüttelnden Einfluß der Selbstbesinnung, zu der jede Seite der Schriften von Klages zwingt. Wollte man hier Namen geben, so hätten wir den Großteil unserer akademischen Wissenschaft und der nationalen Zeitschriften anzuführen. Auf ein Weltanschauungsdogma hinstarrend, das zu Unrecht im Rufe eines vollständigen Weltbildes steht, merkt man nicht, daß außer den Kirchen auch noch ein anderes vollständiges Weltbild da ist, in dem Goethe und eine große Zahl unserer besten und tiefsten Dichter und Denker heimisch waren. Für dies Weltbild die sprachliche Form gefunden und soweit geklärt zu haben, daß man sich auch rational darüber verständigen kann, ist das Verdienst von Klages. So ritterlich die fremdländischen Hauptgegner das anerkannt haben, so unbekannt ist es noch den Volksgenossen, die aus gleicher Kulturb substanz leben. Es ist eine große und schöne Aufgabe für die jüngere Generation, die Unterlassungssünden der älteren zu sühnen: zu erwerben, was wir im Werk von Klages besitzen, ohne es bisher gebührend benützt zu haben.

*) Daß ein protestantischer Theologe sich auch fast uneingeschränkt bejahend zu Klages stellen kann, beweist K. Leese in seinem Buch „Krisis und Wende des christlichen Geistes" (Berlin, 1931), das geradezu um die biozentrische Lebenslehre kreist.

III.

Kann man der zweiten Gegnergruppe eine gewisse naive Stärke nicht absprechen, die durch keinerlei Sachkenntnis in bezug auf die Philosophie von Klages beunruhigt wird, so haben wir bei der dritten, nämlich den Relativisten und Formalisten, es mit Gegnern zu tun, die in großen Zügen unterrichtet sind und sich auch den unbestreitbaren Reuleistungen keineswegs verschließen, jedoch ein mehr oder weniger dringliches Interesse daran haben, die in Rede stehenden Erkenntnisse und Wertungen nicht zu allgemeiner Geltung gelangen zu lassen. Denn sie wissen genau, daß von einem biozentrischen Weltbild, das in Übereinstimmung mit dem Weltbild Goethes, in mancher Hinsicht auch mit dem aristokratischen Wunschbild Nietzsches steht und jedenfalls den großen Prägern unserer deutschvölkischen Kultur ohne Einschränkung ihren Führerang zuerkennt, die Anzweiflungen zeretzender Gleichmacherei mit schärfsten Waffen bekämpft werden. Sie haben allen Anlaß, sich in ihrem Relativismus und Formalismus aufs schwerste bedroht zu fühlen von solchem Radikalismus zugunsten der höchsten Werte und der mächtigsten schöpferischen Persönlichkeiten.

Es ist mißlich, ein paar typische Vertreter solcher oft listig verhehlten Gegnerschaft anzuprangern. Ihre Tummelplätze waren etwa „Frankfurter Zeitung“, „Berliner Tageblatt“, „Neue Züricher Zeitung“, die „Neue Rundschau“, die „Literarische Welt“. Zeitgenossen von einigem öffentlichen Ansehen wie Thomas Mann, intellektuelle Pseudo-Elstatiker wie Ernst Bloch, geschwollene kleine Journalisten wie L. Marcuse wetterferten miteinander, durch giftige Entstellungen, vage politische Andeutungen und dergleichen ein nicht unterrichtetes Publikum mit Mißtrauen oder Hochmut gegen den wertfesten Denker Klages zu laden. Ein Th. Mann zuerst verbreitete das Gerücht, der Nationalsozialismus sei eine praktische Anwendung der Philosophie von Klages — an seinen Verbheiten (um 1928 bis 1930) ersehe man, was es auf sich habe mit dem Lobpreis des „Lebens“: dumm und deutsch sei er, böse sei das Leben, der Geist aber übernational, gut wie der Sozialismus, wie Freud. Und Bloch („Düsseldorfer Zeitung“, 1930) behauptet unverfroren, Klages „verneine die Kultur als Triebhemmung“, sehe Gesundheit gleich Libido, gleich Potenz! Er möchte also die beginnende Baisse in der Einschätzung der Psychoanalyse gegen Klages ausnützen, indem er ihm eben die Formeln unter-schiebt, die Klages aufs schärfste bekämpft! Noch giftiger bricht Marcuse im „Berliner Tageblatt“ zum 60. Geburtstag in ein Ghetto-Gegeißer aus — hier verrät sich erfreulicherweise endlich einmal die wahre Gesinnung dieser bei uns seit einigen Jahren das Feuilleton der großen Linkspresse beherrschenden liberalen Literaten: ohnmächtiger Haß gegen deutsche Geistesleistung und schlotternde Angst, die Zeitgenossen könnten aus ihrer Wertblindheit erwachen und mit dem freibeuternden Gefindel von der Feder aufräumen.

Selbst in fachwissenschaftlichen Zeitschriften fand sich gelegentlich für derartige Haß- und Angstexplosionen Raum, wenn die Herausgeber Gesinnungsgenossen der Bloch und Marcuse waren. So brachte der „Nervenarzt“ (Verlag Springer, 1930) einen langen Schmähaußatz gegen Klages. Aber solche Gipfelleistungen demokratischer Propaganda sind selten. — Daß seitens der führenden Psychoanalytiker die verhehlte Form der Gegnerschaft durchgeführt wird (weder Freud noch seine selbständigsten Schüler Jung und Adler haben bisher ihrem mächtigsten Gegner ein Wort gewidmet), sei betont. Doch sind einige jüngere Analytiker als rühmliche Ausnahmen von solcher Vogel-Strauß-Politik zu erwähnen.

Sieher gehört schließlich noch ein Buch, dessen Titel den Eindruck erweckt, als handle es sich darin wesentlich um eine sachliche Darstellung der Lehre von Klages, nämlich „Geist und Seele, L. Klages' Philosophie“ von James L e w i n (Berlin 1931). In der Tat enthält das Buch auch ein in den Hauptzügen richtiges Referat — aber

Einleitung und Schluß verraten einen recht anmaßenden, durch eigene Leistung nicht legitimierten, vergrämten Gegner, der sich abmüht, mit dem Rüstzeug der neuen Denkformen den alten, durch Klages entmächtigten Gehalt einer Pneuma-Lehre wieder zu beleben.

IV.

Erst mit der Gruppe der nuhnleßenden Geltungsstreber gelangen wir zu den Kämpfern um Klages, deren Verhalten dazu zwingt, noch einmal derb dreinzuschlagen. Denn das Gegeißel eines Marcuse und seiner Gefinnungsgeossen in der Linkspresse wird kein deutschstämmiger Zeitgenosse mißverstehen; es hilft sogar zu erwünschter Klärung der Fronten. Gefahr der Brunnenvergiftung im Bereich derer, die sich endlich zur Sammlung der nationalen Kräfte aufgerafft haben, entsteht jedoch, wenn Schriftsteller, die den Anspruch machen, durch ihre Substanz und durch ihr Wirken zu solcher Sammlung beizutragen, sich zu diesem Zweck mit fremden Federn schmücken und nach altem Gaunertrick die Stelle schmähén, an der sie ihren neuen Schmuck „entnommen“ haben.

Ich wähle der Anschaulichkeit halber als Beispiel denjenigen Vertreter dieser Gruppe, der sich, verführt durch seinen sattjam bekannten Charakter (Stichwort: Mischung von intellektuellem Piraten und Bildungs-Clown), mit seinem neuesten Kopfschmuck auf den Markt der Öffentlichkeit zu weit vorgewagt hat, als daß er ungerufen wieder herauskommen dürfte: Graf Hermann Keyserling. Man wird es verstehen, daß ich diesem neben Emil Ludwig im Auslande populärsten Schriftsteller in deutscher Sprache nicht mit dem Schwergewicht der tragischen Lebensphilosophie von Klages zu Leibe gehe, sondern mit der leichten Waffe des Spottes. Der Sachverhalt, der Anlaß und Sandhabe dazu gibt, den allzu flüchtig in tausend Verkleidungen die harmloseren Leser aller geistigen Richtungen Blussenden öffentlich zur Rechenschaft zu ziehen, ist dieser: Graf Keyserling fand den schweizerischen Feuilletonleiter der „Kölnischen Zeitung“ bereit, am 14. Januar 1933 unter dem Titel „Die Bedeutung von Ludwig Klages“ einen Schmähartikel zu veröffentlichen, der an subalterner Börsartigkeit alles überbietet, was bislang (einschließlich Marcuse und „Berliner Tageblatt“) erschienen ist. Denn er beruht sichtlich auf Kenntnis der wesentlichen Schriften von Klages, wodurch man gezwungen wird, bei groben Entstellungen von dessen Hauptlehren an bewußte Fälschung zu denken. Es verdient Erwähnung, daß die Redaktion eine Berichtigung der falschen Behauptungen des Grafen K. über Klages wiederholt ablehnte.

Einige hervorstechende Verdrehungsätze, deren gehässige Giftigkeit auch ein sachlich ganz unwissender Leser spürt, seien als Belege abgedruckt: „Der bloße Titel seines Hauptwerks „Der Geist als Widerfacher der Seele“ ist ein Ausdruck solcher Voreingenommenheit, solches Mangels an Weltoffenheit“ ... „So aber zimmert der amüsische Geist eines kleinlichen Schulmeisters offenbar aus dem unbewußten Vorurteil zugunsten systematischer Philosophie und aus dem Wunsch heraus, als großer Philosoph zu gelten, ursprünglich tieflebendige Elemente zu einem leblosen Holzbau zusammen“ ... „Klages ist der unspirituellste Geist, von dem ich überhaupt weiß. Wohl hat Klages Nießches psychologische Kritik erfolgreich fortgesetzt, ja diesen sogar an Spür- und Scharfsinn übertroffen. Aber für Klages ist das Negative das letzte Wort. Ihm fehlt jede Spur von schöpferischem Ethos, jeder Sinn für im spirituellen Sinn Höheres“ ... „ein Ethos, welches er selber hat und lehtlich anerkennt: das des Forschers. Er ist sicher rein in seinem Streben nach Wahrheit“ ... „Ich hieß Klages Theorie vom Geiste falsch: sie ist wunderbar scharfsichtig in bezug auf das willensverflaute Ich“ ... „seine unerhörte Zellsichtigkeit auf den Gebieten der Vitalität und der erdbedingten Psyche“ ... „kein

lebender Professor der Philosophie ist mehr Schulmeister als er" ... Tatsächlich ist er heute genau so „Modophilosoph“, wie es Spengler und Schreiber dieser Zeilen (Kepserling) zeitweilig waren" .. „Lange zweifelte ich daran, ob Klages überhaupt größere Bedeutung zukommt. In diesem Geist habe ich dann auch zwischen 1923 und 1929 gelegentlich über ihn geschrieben. Heute aber, wo mir mit der Herausstellung der „Südamerikanischen Meditationen“ die ganze Schichtung und Struktur meines Wesens bewußt geworden ist, muß ich anerkennen, daß ich ihn vorher nur zum Teil verstanden hatte... ich glaube, ihn doch jetzt besser würdigen zu können, als es die meisten Zeitgenossen tun. Seine Stellung im Geisteskosmos sowohl als in dieser Zeit scheint mir eine ganz andere zu sein, als sie ihm von Freund und Feind zuerkannt wird. Er ist eine bedeutendere Erscheinung, als ich wahrhaben wollte.“

Ich denke, das Material genügt. Im Original stehen die zuletzt zitierten rühmenden Sätze am Anfang: der Leser soll den Eindruck erhalten, hier gestehe ein Redlicher ein, daß er sich geirrt habe, und werde nun gemäß seiner neuen Einsicht den früher verkannten Großen gebührend würdigen. Der Taktiker Kepserling weiß: nach solcher *captatio benevolentiae* kann er das bereitgehaltene Gift so einspritzen, daß es die Mehrzahl der von seiner edlen Gebärde noch gerührten Leser kaum mehr merkt.

Wir andern etwas kritischer aufpassenden Leser werden uns, auch wenn wir nichts ahnen von den Untergründen, aus denen die Animosität des Reisejournalisten stammt, zu fragen haben, wodurch denn wohl ein Autor sich verführen lassen könne, starken Lobpreis und unverblümt boshafte Herabsetzungsversuche so leichtfertig auf einer einzigen Textseite durcheinander zu mengen. Sein Onkel, der zart sinnige Novellist Eduard Kepserling, pflegte zu sagen: „Ich habe einen Reffen, der stellt sich Ich vor sich hin wie einen Weihnachtsbaum und betet es an — er heißt Hermann.“ Das ist so geblieben. Nach Ausweis einer gewaltigen ausschließlich autobiographisch bedruckten Papiermasse hat jener Ich-Kult nie eine Unterbrechung durch Liebe und Hingabe an Menschen oder an Werte erfahren. Vielmehr hat Kepserling Welt und Geschichte mit beinahe entwaffnender Selbstverständlichkeit stets als Nährmittel für seine ungeheuerlichen Verdauungsgelüste behandelt. Er nennt das die „Produktivität des Unzulänglichen“ und meint damit etwa: wo nichts ist, kann etwas werden, wenn man alles Erfassbare hineinstopft. Den „Weg zur Vollendung“ behauptet er solcherart zu gehen!

Hier könnte man zwei fehlgeschlagene Versuche, Klages für die drollige „Schule der Weisheit“ auszunutzen, als Nebenmotiv für die Gehässigkeit Kepserlings erwähnen: einen brieflichen, der ihm eine sehr deutliche Absuhr einbrachte, und einen zweiten über mich anlässlich der Tagung von 1927 unter dem Thema „Mensch und Erde“. Gewiß wäre es fleißig gewesen, wenn der Verfasser der in der gesamten Jugend bekannten gleichnamigen Rede zur Tagung auf dem Hohen Meißner (1913) in Darmstadt erschienen wäre, um die Anleihe zu legalisieren. Der schalkhafte Verleger Eugen Diederichs sorgte dann dafür, daß der auch im geistigen Leben mögliche Anstand gewahrt wurde: er ließ im Schaufenster der besten Buchhandlung inmitten der Werke der Vortragenden (außer Kepserling: R. Wilhelm, M. Scheler, Kuch, Frobenius, Jung, Prinzhorn) ein großes Bild von Klages ausstellen, umgeben von einigen Exemplaren seines Buches „Mensch und Erde“. Dreiviertel der Vorträge ging vorüber, ohne daß auch nur mit einem Wort der prägenden Geister Kleinsche und Klages Erwähnung getan worden wäre. Dann nahm ich die Gelegenheit wahr, daß ich über „Die erdentrübende Seele“ als Gegenstück zu Kepserlings „Erdbherrschenden Geist“ sprach und kennzeichnete dessen „befreiende“ Wirkung auf den Menschen: wie dieser (und nur er) kraft solchen Geistes zum Unterschied vom Tier u. a. gelernt habe, zu schauspielern, zu schwindeln, falsch Zeugnis abzulegen und was dergleichen spezifisch menschliche Fähigkeiten mehr sind. Man stelle sich die Rasanz dieser als Volltreffer einschlagenden Klärungsbombe vor! Der gräßliche Manager brüllte vor Wut: „Sie zersprengen mir ja meine ganze Unternehmung!“, worauf ich freundlich entgegnete: „An wirtschaftliche Folgen habe ich leider nicht denken können. Sie haben durch Ihren maßlosen Kult des erdbherrschenden Geistes mich herausgefordert. Sie wissen genau, daß ich mit bestimmten Werten stehe und falle, jedenfalls sie gegen unbillige Angriffe mit scharfer Waffe zu verteidigen weiß.“ Der Fortgang dieser Szene bis zum endgültigen Schluß meiner aus ganz bestimmten Motiven für etwa ein Jahr gepflegten Beziehungen zu Kepserling sei auf eine andere Gelegenheit

verspart. Ich war gezwungen, ihm u. a. zu schreiben: „Nachdem ich mich im Laufe eines Jahres überzeugt habe, daß es sich für Sie nie ernsthaft um die jeweils in Rede stehenden Probleme handelt, sondern vor allem um die rücksichtslose Befriedigung eines maßlosen Geltungs- und Gelddranges, kann ich mich nicht länger der Gefahr aussetzen, in irgendeiner Weise mit Ihren Bestrebungen identifiziert zu werden“ und „Wie weit ich von den Sie kompromittierenden Tatsachen öffentlichen Gebrauch machen werde, das hängt von Ihrem weiteren Verhalten ab.“ Der Schmähartikel über Klages zwingt mich, aus einer Reserve herauszutreten, die ich dem Burgfrieden unter konservativen Geistern zuliebe mir auferlegt hatte. Es liegen mehrere zum mindesten amüsante und klärende Aufsätze aus diesen Jahren bereit, um nach Bedarf noch mehr Licht über die Praktiken dieses hemmungslosen Selbstbeleuchters zu verbreiten. Während der Drucklegung dieses im Februar geschriebenen Aufsatzes erfahre ich, daß Keyserling wegen früherer deutschfeindlicher Schmähungen verfolgt wird — man ersieht daraus, daß meine scharfe Kritik nicht zufällige Entgleisungen eines Vielschreibers, sondern den Grundcharakter eines intellektuellen Freibeuters und Konjunkturliteraten trifft.

Sollte vielleicht einfach das häufigste Motiv aller Gehässigkeit gegen Ueberlegene dem Weisen die Schmähfeder lenken, ich meine das „Reffentiment“ oder — in der Verdeutschung von Klages — der Lebensneid? In der Tat, liest man Wendungen wie, Klages sei „genau so ein (!) Modephilosoph“, wie er (Keyserling) einmal gewesen sei, oder er sei Philosoph geworden „aus dem Wunsche (!) heraus, als großer Philosoph zu gelten (!)“, so verkennet niemand, daß hier eigene Notstände auf den Geschmähten übertragen werden.

Würde man aber bei einem so geschickten Virtuosen der Propaganda glauben können, diese Hineinfälschung der eigenen Charakterschwäche in das Bild dessen, den zu „würdigen“ er vorgibt, geschehe unbewußt? Nein, hier handelt es sich um ziel-sichere Irreführung der Leser durch einen Geltungssüchtigen, dem der Reiz die Besonnenheit raubt. Denn er kann sich nicht mehr verhehlen, daß er einmal als Modephilosoph gegolten hat, daß er den erschlichenen Ruhm verpielt hat und daß heute auch kein Halbgebildeter mehr sein Gerede „Philosophie“ zu nennen wagen würde. Was bleibt ihm schließlich übrig, wenn er von dem (berechtigten!) Erfolg seiner „Südamerikanischen Impressionen“ oder „Meditationen über meine Vitalität angesichts der südamerikanischen Reiseindrücke“ etwas retten will? Jedermann merkt doch, daß er diese zum Teil höchst anschaulichen Impressionen aufgeschlossen hat mit dem Schlüssel der Geist-Leben-Metaphysik von Klages! Will es doch das Unheil, daß gerade jetzt die Zeitgenossen von der überragenden Bedeutung des Werkes von Klages etwas zu spüren beginnen. Keyserling kennt das Gebot der Stunde: rasch mit der Klages-Maske auf den Markt und lauter vom Gegensatz zwischen Geist und Leben reden, als jener es kann. Das Südamerika-Buch hat für „Leben“ mit großem Geschick das Wort „Gana“ eingeführt. Vom „Einbruch des Geistes“ wird gehandelt, als wäre diese bis heute — auch von Keyserling selbst — heftig bestrittene Formel von Klages längst Allgemeinbesitz! Während auf der einen Seite im muffigsten Traktatenton ein Fiel vor allen Lebensvorgängen bekundet wird, daß man schon von seelischem Krüppeltum sprechen muß, werden auf der andern in Rücksicht auf die nahende Konjunktur Sätze eingeflochten, die mit dem Gedanken kolettieren, man könne es einmal unternehmen, „die Schöpfungsgeschichte nicht vom Geist, sondern von der Erde her zu schreiben“ — nachdem dies durch Klages geschehen ist! Wahrscheinlich ist das ein Ergebnis der in Darmstadt betriebenen „kontrapunktischen Methode“, daß man einen Autor wegen seiner Leistungen beschimpft, um alsbald von den gleichen Leistungen eine alberne Parodie ernsthaft zu verkünden.

Noch einer Irreführung sei Erwähnung getan. Es heißt: die „vom Klages-Kreis (eine Phantasieerfindung unseres Managers) in den Himmel gehobenen wissenschaftlichen Leistungen rechtfertigen keinen Anspruch auf überfachliche Bedeutung“. Tatsache: in der Festschrift zum 60. Geburtstag vereinigen sich dreißig Forscher von etwa zwanzig Sachgebieten, worunter zwölf Ordinarien, und bezeugen die Bedeutung der Philosophie

von Klages für ihre Sondergebiete. Der Reichspräsident verleiht ihm die Goethe-Medaille „für seine Verdienste um die Wissenschaft“ — Thersites leugnet und schmäht.

Man könnte noch zahlreiche „feindliche Ruler“ der Philosophie von Klages anführen. Wir begnügen uns mit einigen der ansehnlichsten. Am nächsten stünde der Gesinnung Keyserlings wohl Theodor Lessing, der Schulkamerad von Klages, der von dessen Jugendvisionen, den Urbildern des heute in gewaltigen Dimensionen ausgeführten „biozentrischen Weltbildes“, seit Jahrzehnten literarisch lebt. Was bei Klages in geduldigem Ringen zum Reifen gebracht wurde, hat der vielgewandte jüdische Literat Lessing rasch in marktgängige Kleinmünze gegossen, das Pathos eines tragischen Grundgefühls hat er durch Sentimentalität und schnoddrige Flachheit zur Groteske verzerrt. Dafür haben ihm andere stille Gegner von Klages, wie Scheler und Driesch, hohe Anerkennung gezollt. Daß der hochbegabte, aber substanzlose Scheler die letzten Jahre seines Lebens hauptsächlich darum gerungen hat, wie er den Gegensatz Geist—Leben in einer irgendwie von Klages abweichenden Form definieren könne, bekunden seine Schriften und mehr noch seine persönlichen Äußerungen in Gesprächen, die ich seit 1924 mit ihm hatte. — Driesch hat für die Problemstellung von Klages kein Organ.

Sat Lessing mit seinem Buchtitel „Untergang der Erde am Geist“ eines der großen Leitmotive von Klages wirksam plakatiert, so stellt Spenglers „Untergang des Abendlandes“ auf viel höherem Niveau eine Verengerung jenes Leitmotivs dar, wobei die geistigen Beziehungen keineswegs so einfach liegen wie im Falle Keyserling und Lessing. Es kommt hinzu, daß Spengler wesentlich historisch interessiert ist, nicht psychologisch oder philosophisch. Auch ihm geht die sichere Instinktbeziehung zum Urtümlichen ab, wodurch er gezwungen ist, gerade die Grundbegriffe seiner Untergangsdialektik aus zweiter Hand zu erwerben. Das bekundet sich an Starrheiten, anschauungsarmen Uebertreibungen, die sich natürlicherweise mit der Zeit steigern. So gelangt er in „Der Mensch und die Technik“ zu einer absurden Vergrößerung von Sachverhalten, die Klages seit 1910 in aller tragischen Großartigkeit und aus lebendigem Eros zur Mutter Erde dichterisch wie philosophisch dargestellt hat. Was aber bei Nietzsche wie bei Klages durch die Fülle liebender Verbundenheit mit der Lebewelt noch wahr und tief wirkt, das verwandelt sich bei Spengler — übrigens genau wie bei Keyserling — in ein starres Zerrbild, dem diese Autoren aus spürbarem Haß gegen den Reichtum des Lebens absolute Börsartigkeit unterstieben. Sie sind seelenblind, so geistreich sie dabei sein mögen. So fehlt in ihrem Weltbilde Reiz, Zauber und Reichtum der Wachstumswelt. Sie müssen wohl den hassen, der über beides verfügt: das Blutwissen um die mütterliche Seite der Welt, das Geistwissen um das Ganze der Welt.

V.

Nach so viel Polemik, die notwendig war zur Säuberung des monumentalsten Werkes, das seit langer Zeit aus deutschem Geiste entstanden ist, von den Anwürfen und Entstellungen durch Reider und Blutsgegner, sei in aller Kürze gesagt, welche tagesüblichen Mißverständnisse den Augenblickeindruck jener falschen Behauptungen auf das Publikum ermöglichen.

1. Wenn Klages gegen „den Geist“ als die überall und jederzeit gleiche Macht kämpft, deren Vorherrschaft stets zur Mechanisierung und endlich Vernichtung des Lebensreichtums führe (Sowjet-Rußland?!), so tritt er mit diesem Kampf für die unantastbaren Rechte des beseelten Lebens ein, das überall und jederzeit eigenartig, aus sich selbst gerechtfertigt und seiner besonderen Vollendung fähig ist.

2. Zum Wesen des geschichtlichen Menschen gehört der Geist, der sich als Ich, als Bewußtsein und Wille in ihm kundgibt. Jede gesunde Gemeinschaft sorgt dafür, daß diese nur-menschlichen Mächte der Eigenart ihres leib-seelischen

Lebens dienen, nicht sich unter Berufung auf ihre „Allgemeingültigkeit“ zu Herrschern aufwerfen (die gefährlichen Folgen davon sind: Gleichmacherei, Formalismus, Neutralisierung der Eigenart durch „humanitäre Ideale“).

3. Die Charakterkunde von Klages faßt die menschliche Person wesentlich als Endergebnis der blutmäßigen Anlage.

4. Da der Mensch im Gegensatz zum Tier nicht sicher nach seinen Instinkten lebt, sondern mehr seinem zweckbewußten Willen folgt, so muß selbstverständlich jede Gemeinschaft ihre Glieder unter ein strenges Gesetz stellen. So gewiß ein „vollendeter Mensch“ in Freiheit autonom wäre, so gewiß gebührt Zucht allen übrigen — ein Gesetz des Handelns nach der Philosophie von Klages wäre strenger, als je ein konservatives Gesetz gewesen ist.

Carl Haensel

Zur Krisis unseres Strafrechts

Die Abkehr vom Zweckgedanken

Von allen Gesetzentwürfen, die in den letzten fünf Jahren hergestellt, dem Reichstag vorgelegt und dann an Kommissionen überwiesen wurden, hat der Strafrechtsentwurf die Öffentlichkeit am meisten beschäftigt und die Rekordziffer von 143 Auschussitzungen erreicht. Das Werk konnte nicht vollendet werden. Heute wissen wir, warum: die Zeit war welt- und von allem staatsanschaulich noch nicht reif dazu. Der Entwurf beruhte auf der „Zweispurigkeit“ der strafrechtlichen Unrechtsfolgen: dem Verbrecher wurden „Strafen“ und außerdem oder statt dessen „sichernde Maßnahmen“ angedroht, wie etwa die Unterbringung in einer Trinkerentziehungsanstalt oder die Sicherungsverwahrung. Bis zur 127. Sitzung war die Verhängung der Sicherungsmaßnahmen sogar dem Strafrichter genommen und der Verwaltungsbehörde überantwortet. Der Entwurf verband Altüberkommenes mit Neueronnenem, suchte auf den tausendjährigen Stamm der Gerichtslehre, unter der nach dem Grundsatz der Vergeltung Recht gesprochen worden ist, ein neues Reis zu pflanzen, unter dessen Blattwerk nur über die Besserung des Verbrechers verhandelt werden sollte.

Das seit 1870 geltende Reichsstrafgesetzbuch, das von dem erwähnten Entwurf erseht werden sollte, ist noch auf dem Boden der Rechtslehre gewachsen, die in der Strafe die Vergeltung für ein begangenes Unrecht sieht. Strafe wird verhängt, um dem Täter ein Uebel zuzufügen. Wer nicht hören will, soll fühlen. Das Wesen der Strafe ist danach Vergeltung, und zwar gerechte Vergeltung, weil durch diese Sühne das erschütterte Gleichgewicht der Rechtsordnung wiederhergestellt werden soll. Der Grundpfeiler dieser Anschauung ist die Lehre von der Willensfreiheit. Der Mensch ist für sein Tun verantwortlich; wer dem staatlichen Befehl den Gehorsam verweigert, wird von dem ethisch-rechtlichen Unwerturteil des Staates betroffen.

Gegen diese Auffassung der klassischen Strafrechtsschule, die die Strafe aus einem Staat und Recht überragenden, absoluten Prinzip herleitete, liefen seit den achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts die Relativisten Sturm, die eine rationelle

Untermauerung und Umgestaltung des Strafrechts forderten, und auf deren Konto die „Sicherungsmaßnahmen“ des als Embryo vor seiner Geburt schon abgestorbenen Entwurfs zu jehen sind. Ihr Vorkämpfer, Franz v. Liszt, knüpfte an den fälschlich Plato zugeschriebenen, von Protagoras stammenden Satz an: „Kein Weiser bestraft, weil jemand gefehlt hat, sondern nur, damit er in Zukunft nicht mehr sündigt“ und vertrat seit 1882 mit großem publizistischen Erfolg den „Zweckgedanken im Strafrecht“. Er machte die Gesellschaft in erster Linie für das Verbrechen verantwortlich, entwand dem Staate und seinen Richtern das göttlich-ethische Rächeramt, degradierte sie zu utilitaristischen Zweckverfolgern, denen die wenig beneidenswerte Aufgabe zugefallen war, die Gesellschaft vor den Kindern ihrer eigenen mehr oder weniger geheimen Sünden in Schutz zu nehmen und sie von ihnen, wenn es sein mußte, zu befreien.

Zur Verbreitung und Verbreiterung dieser Ideen wurde die „Internationale Kriminalistische Vereinigung“ gegründet, während die konservative, absolute Richtung von der „Bamberger Deutschen Strafrechtlichen Gesellschaft“ vertreten wurde — also auch hier wie auf anderen Gebieten klappt der Abgrund zwischen internationalem Liberalismus und volksgebundener Tradition.

Die relative Auffassung sieht in der Strafe nicht mehr das an die Verletzung der Rechtsordnung geknüpfte Uebel, von dessen Verhängung der Bestand der Gesellschaft und das Bestehen der Rechtsordnung nach der Erfahrung der Menschheitsgeschichte und dem uns innewohnenden Gerechtigkeitsgefühl abhängt, sondern läßt sie nur insoweit gelten, als sie zur Abschreckung und Verhütung neuer Verbrechen notwendig und zweckmäßig ist. Man unterscheidet General- und Spezialprävention: Abhaltung der Gesamtheit vom Verbrechen und Einwirkung auf den einzelnen Verbrecher, die ihn von neuen Verbrechen abhrecken soll.

Der weltanschauliche Gegensatz, der zwischen der absoluten und relativen Strafrechtstheorie klappt, wird in der Philosophie vom Streit der Deterministen und Indeterministen vertreten. Er ist so alt wie die Geschichte des Menschengesistes; in den verschiedenen Epochen war die eine oder andere Ansicht herrschend. Die griechischen Philosophen, besonders die Sophisten, zu denen der eben angeführte Protagoras gehört, neigten zu der rationalen Kältheitsauffassung, das Römische Strafrecht stand unter dem Zeichen der Vergeltung; das deutsche Mittelalter betont die Abschreckung (also die Generalprävention) in der schauderhaftesten Form, teilweise die Grenze des Verfolgungswahns erreichend (Hexenprozesse).

Die Verbrecher wurden mit möglichst gesteigerter Oeffentlichkeit abgeurteilt, mit Strafen, die durch ihre Roheit jedem Zuschauer die Lust zu Taten nehmen sollten, die mit ähnlichen Prozeduren geahndet wurden. Man unterschied allein neun „einfache“ Formen der Todesstrafe, die durch Verbindung oder Verschärfung noch hundertfach variiert werden konnten: das Enthaupten, Erhängen, Ertränken, Vierteilen, Rädern, Lebendig-Begraben, Verhungernlassen, Verbrennen und Sieden. Als zusätzliche Verschärfungen kamen Schleifen zur Richtstatt, Reißen mit Zangen, Verstümmelungen in Betracht. Ich zähle diese Einzelheiten auf, weil sie, wie sich weiter unten zeigt, noch heute als unterbewußte Reminiszenzen gegenwartswichtig sind.

Die Spezialprävention fordert Abschreckung nicht der Gesamtheit, sondern des einzelnen Täters, seine Besserung und — wenn beides versagt — seine Unschädlichmachung. Sie wurde in der Aufklärungszeit herrschend, während Kant wiederum die Vergeltungstheorie, also die absolute Auffassung, vertrat. Die Wissenschaft des XIX. Jahrhunderts half sich meist mit einer Vereinigung beider Theorien. Diese Köche, die die weltanschaulichen Gegensätze in einen Topf warfen, hatten insofern natürlich recht, als kein Geisteselement allein und hundertprozentig vorkommt, sondern in unserem Falle jede Vergeltungsstrafe auch abschreckt, generell wie speziell, und umgekehrt, jedes

in Besserungsabsicht verhängte Uebel im Ergebnis auch Unrecht vergilt, aber es kommt auf die Betonung entscheidend an, auf die weltanschauliche Beziehung zu überstaatlicher Moral oder auf das Bedürfnis, deren Verneinung mit Zweckkonstruktionen zu übertünchen.

Die gesetzgeberische Arbeit der letzten 40 Jahre stand unter der Vorherrschaft der relativen Straftheorie. Den Beginn machten die Schweizer Entwürfe von Carl Stof 1893; es folgte Norwegen 1902, Argentinien 1921, Dänemark 1930. In Deutschland sind zahlreiche Sondergesetze entstanden: die bedingte Verurteilung ist eingeführt worden. (Motto: „Erst klau id und dann bewähr id mir.“) Es ist versucht worden, das Jugendstrafrecht im wesentlichen auf erzieherische Maßnahmen abzustellen. Diese letzte Entwicklung begann in England mit der Childrens Act von 1908 und hat sich fast in allen Ländern durchgesetzt. Immerhin sind alle diese Einzelneuerungen Kompromisse. Konsequent weitergeführt sind diese rationalen Ideen nur in Italien und in Rußland. Der italienische Entwurf von 1921 — inzwischen drängte dort die politische Entwicklung in andere Bahnen — wollte überhaupt an Stelle der Begriffe „Schuld“ und „Strafe“ die „Gefährlichkeit“ und die „Sanktion“ setzen. Das sowjetrussische Strafgesetzbuch von 1927 erfaßt nicht mehr die verbrecherische Handlung, sondern den „gefährlichen Zustand“, die sozialschädliche Gesinnung.

Was ist das praktische Ergebnis der relativ orientierten Reformen? Robert v. Sippel sagte 1932 zusammenfassend: „Wir sehen gegenüber der Vorkriegszeit stark gesteigerte Kriminalität bei fortgesetzter größerer Milde der Strafzumessung.“ Die Zahlen der Statistik zeigen eine erschreckende absolute Steigerung trotz des verkleinerten Deutschland und der weitgehend eingeschränkten Strafverfolgung.

Aber bedenklicher als diese Zahlen ist ein anderer, bisher noch nicht erörterter Gesichtspunkt: Jeder von uns leidet innerlich an der Verwirrung unseres Rechtsgefühls, die dadurch entstanden ist, daß in der Kriegs- und Nachkriegszeit die Strafen für gemeine Verbrechen auf Verstöße gegen Anordnungen der Staatsgewalt ausgedehnt worden sind, deren Befolgung der einzelne Bürger nicht mit seinem Rechtsempfinden und gutem Gewissen kontrollieren kann, sondern die er trotz besten Willens manchmal außer acht läßt. Wenn die Verfasser dieser Verordnungen die richtige Vorstellung von dem Strafbegriff gehabt hätten, wären sie nicht auf den unglücklichen, wenn auch sehr bequemen Weg verfallen, mit den gegebenen und ererbten Vergeltungsmaßnahmen gegen Kriminaldelikte den Staatsbürger zu zwingen, eine an sich nicht böse, aber in diesem Augenblick unzweckmäßige oder gar finanzschädliche Handlung zu unterlassen. Die Folge war eine Ueberdrehung dieser Schraube und damit eine Abstumpfung der sittlichen Kontrollorgane überhaupt.

Ein Beispiel aus den Vorjahren bieten die Strafdrohungen der Devisengesetzgebung vom 1. August 1931: „Mit Gefängnis oder in besonders schweren Fällen mit Zuchthaus bis zu zehn Jahren sowie mit Geldstrafe bis zum Zehnfachen des Wertes der Zahlungsmittel . . . wird bestraft, wer vorsätzlich 1. dem § 2 zuwider ausländische Zahlungsmittel oder Forderungen in ausländischer Währung gegen inländische Zahlungsmittel erwirbt oder veräußert usw. Wird eine der Handlungen fahrlässig begangen, tritt nur die Geldstrafe ein. An Stelle einer Geldstrafe tritt bei Nichtteintreibbarkeit Gefängnis.“

Vom Standpunkt der Abschreckungstheorie mußte es natürlich wirksam sein, in einem Paragraphen vom Zuchthaus zu sprechen, der selbst die fahrlässige Verletzung der in ihrer Kompliziertheit schwer überschaubaren, manchmal selbst dem Juristen nicht klaren Normen mit umfaßte. Der von der Sühne ausgehende und seiner moralischen Verantwortung voll bewußte Gesetzgeber hätte scharf unterschieden: 1. wirtschaftlichen Landesverrat, die bewußte Devisenausfuhr beispielsweise, deren Schädlichkeit und landesverräterische Unmoral jedermann begreift, und 2. den Steuer- und Zollkontra-

ventionen ähnliche Verstöße gegen einzelne Zweckvorschriften, wie es beispielsweise das Unterlassen einer Anmeldung sein kann. Es ist eine dem Volk unverständliche Leichtfertigkeit zum mindesten im Wort, wenn in einem Atem Gefängnis oder Zuchthaus oder Geldstrafe angedroht wird.

Für die mangelnde Tiefe und Fehlerhaftigkeit der Präventionstheorien ist aber in den letzten Jahren noch ein anderer Nachweis erbracht worden, und zwar von einer Seite, der man Unterschätzung des reinen Intellekts sicher nicht nachsagen kann: seitens der Psychoanalyse.

Diese Lehre definiert aus der Kinderseele heraus, mit der sie sich ja mit Vorliebe beschäftigt, die Strafe etwa so: das Kind, das etwas anstellt, fühlt die Lieblosigkeit seines Tuns gegenüber seiner Mitwelt und bildet daraus ein Schuldgefühl und eine Strafangst. Aus dieser Not führt nur das Geständnis und die Strafe heraus: „Straft mich, aber liebt mich wieder!“

In seinem bemerkenswerten Buch „Geständniszwang und Strafbedürfnis“ zeigt der Wiener Psychoanalytiker Dr. Theodor Reif (Internationale Psychoanalytische Bibliothek, Band XVIII, 1925), daß die unbewußten Selbstbestrafungen der Neurotiker durchweg auf dem Grundsatz der Vergeltung: Auge um Auge, Zahn um Zahn, also dem Talionsprinzip aufgebaut sind: „Wenn wir einige der unbewußten Selbstbestrafungen der Nervösen überblicken, gelangen wir zu befremdenden Strafarten, welche die moderne Strafgesetzgebung nicht kennt; Kastration, Lebendigbegrabenwerden, Eingemauertwerden, Erstickern, Fesselung und verschiedene qualvolle Todesarten gehören hierher. Die körperlichen Sensationen dienen oft zur Darstellung verschiedener Torturen; ein Patient verglich seinen Zustand selbst mit der zur Kontinuität gewordenen Situation des Königsmörders Ravallac, der von Pferden zerrissen wurde. Der Vater des Patienten hatte wirklich mit Pferdezuucht zu tun. Wir sehen also, das Unbewußte, das seine eigenen Gesetze hat, verfügt auch über Strafen, die aus der Kindheit der Menschen stammen.“ (a. a. O. S. 145.)

Zusammenfassend muß Reif von der Vergeltungstheorie sagen, obwohl er sie gern vom Gesichtspunkt des Fortschritts ablehnen möchte: „Wir haben gesehen, daß diese Theorien tief im Triebhaften, Unbewußten der Menschen wurzeln. Wenn Strafe sein muß, wenn sie wirklichen Strafcharakter haben soll, so kann sie sich triebgemäß nur auf das Talionsprinzip stützen. Die Vergeltungstheorie hat also den Vorzug der Geschlossenheit und der psychologischen Folgerichtigkeit... Die Vergeltung als Strafzweck ist einfach eine Triebdarstellung als Theorie.“ (a. a. O. S. 148.)

Wir können aus diesen Sätzen zunächst nur feststellen, daß die konservativen Vergeltungstheoretiker aus einem wirklich nicht befreundeten Lager einen Elidshelfer gefunden haben. Viel wichtiger ist der weitere grundlegende Einwand, den die Psychoanalyse gegen die Präventionstheorien macht. „Die Strafe, die nach der geltenden Anschauung als wirksamstes Abschreckungsmittel des Verbrechens angesehen wird, wird unter bestimmten Bedingungen, die in unserer Kultur außerordentlich häufig sind, zum unbewußten und gefährlichsten Reiz dazu. Die verbotene Tat entlastet ja ein überstarkes Schuldgefühl. Wir sehen so, daß die Abschreckungstheorie im Grund unaufrichtig ist: die Aussicht auf Strafe schreckt den Verbrecher nicht ab, sondern treibt ihn unbewußt gerade zur verbotenen Tat! Die analytische Theorie mag die Strafe noch immer nicht rechtfertigen, aber sie gibt sich aufrichtig, wenn sie erklärt, der Strafzweck sei die Befriedigung des Strafbedürfnisses des Täters; ihm geschehe, was er unbewußt begehrt. Sie wird freilich für Verbrecher, die keine moralischen Hemmungen entwickelt haben, nicht in Betracht kommen, aber für diese ist die Strafe überhaupt keine geeignete Maßregel, am wenigsten eine der Abschreckung.“ (S. 154.)

Reiß wandelt hierin — was bei einem gläubigen Psychoanalytiker freilich *conditio sine qua non* ist — auf den Spuren Freuds, der mit der Formulierung des „präexistenten Schuldgefühls“ noch weiter geht. Freud ist der Auffassung, daß bei den Verbrechern, deren Taten von der Strafgesetzgebung erfaßt werden, ein unwiderstehliches Schuldgefühl unterbewußt schon vor der Tat besteht. Das Schuldgefühl sei nicht Folge der Tat, sondern deren Ursprung: der Mensch würde zum Verbrechen getrieben, um sich von diesem Zwang zu befreien. Die Tat werde geradezu als seelische Erleichterung empfunden, weil durch sie das unterbewußte Schuldgefühl nun endlich Gestalt gewinne und damit gepaßt, besiegt, durch die Strafe gesühnt und ausgeheilt werden könne. Nach dieser Auffassung lockt geradezu die Strafandrohung zur Tat — ohne Strafe wäre ja die Tat seelisch bedeutungslos, kein Befreiungsmittel, kein Rückweg zur Gesellschaft.

Der Meinungsstreit über die Strafrechtstheorie ist nicht, wie fast alle Praktiker hochmütig annehmen, leeres Professorengezänk. Der Irrtum in Grund und Zweck der Strafe ist, wie wir sahen, auch auf die Fassung lebenswichtiger Gesetze von unheilvollen Folgen gewesen. Wir müssen auch im Strafrecht mit rationalen Illusionen aufräumen und mit der einfachen Erkenntnis des gemeinen Mannes neu aufbauen: Strafe ist und bleibt Sühne für ein begangenes Unrecht.

Ich möchte nur noch eine Beobachtung aus der Praxis mitteilen, die wiederum von einem ganz anderen Standpunkt aus eine der Fehlwirkungen der Spezialprävention zeigt: eine der ältesten und bekanntesten „sichernden Maßnahmen“ ist das Arbeitshaus, in dem der rückfällige Bettler wieder zur Arbeit angelernt werden soll. Jeder, der einmal in der Schöffengerichtspraxis gesessen hat, weiß, daß der so wohlmeinend zu sichernde Bettler nichts auf der Welt so sehr fürchtet wie dies Arbeitshaus. Wer zwanzigmal wegen Bettelns vorbestraft ist, läßt es nicht, auch wenn er dann ein Jahr Arbeitshaus bekommt. Diese erzieherische Maßnahme ist in Wahrheit nichts anderes als eine Zusatzstrafe, die schlimmer wirkt als die Sühne selber und dazu nicht einmal den Mut hat, sich als solche zu bekennen — damit Gewaltmaßnahme wird und die reinigende Kraft der Sühne verliert. Denn dies ist und bleibt das Kriterium der Strafe.

Man hüte sich freilich davor, mit einer Reinigung der Strafrechtsbegriffe alle die Fortschritte über Bord gehen zu lassen, die in dem Vollzug der Strafe, ihrer Vermenschlichung, Milderung, Einschränkung gemacht sind. Diese Dinge stehen auf einem anderen Blatt, es sind technische Fragen. Man suche dem mit Gefängnis Bestraften nur nicht auszureden, daß seine Einsperrung nur zu seiner Besserung geschieht. Man mache sich ehrlich und mutig klar, daß, gemessen an der Freiheitsentziehung die Frage, ob, wie und wann im Gefängnis gesprochen oder gar geraucht werden darf, eine Nebensächlichkeit ist. Die wenigsten der Reformer wissen, wie es in einem Gefängnis wirklich zugeht, was Nächte bedeuten, in denen keiner der Insassen schläft, in denen jeder den anderen hört, sich die Leiden gegenseitig übersteigern und sich manchmal die ungeheure Spannung, die das Haus bersten lassen könnte, in einem menschenunähnlichen Gebrüll entläßt. Daran ändert im Grunde die Ausschmückung einer Zelle nichts, nicht deren Anstrich, sondern der eiserne Riegel vor der Tür ist entscheidend. Selbstverständlich ist trotzdem die Kleinarbeit zur Erleichterung des Loses all der Unglücklichen, die unter die Räder kamen, dankenswert. Aber diese Bestrebungen können in der Praxis nur fruchtbar werden, wenn sie aus der richtigen Grundeinstellung geschehen. Wiederehrlichmachung, nicht karitative Verzärtelung, sondern Wiedergewinn menschlicher Achtung will der Bestrafte. Und nur in der Wiederherstellung der sozialen Anerkennung dessen, der gebüßt hat, liegt die Möglichkeit zu einer dauernden Besserung. Denn Strafe ist Sühne.

Pau Bernhard

Johannes Brahms

Geboren am 7. Mai 1833

Johannes Brahms bedarf keines Gedenktages. Er ist ein Lebender, er lebt unter uns, lebendiger als manche Zeitgenossen. Jedes deutsches Haus, jedes Haus der zivilisierten Welt, in dem Musik eine Stätte hat, erklingt von seinen Liedern, seiner Klavier- und Kammermusik. Nicht über das Werk und Wesen des Meisters also wäre heute geistige Einlehr oder gar kritische Auseinandersetzung vonnöten. Wir selbst aber schulden uns fortgesetzt Rechenschaft über den jeweiligen Stand unserer geistigen Situation und deshalb möge der hundertste Geburtstag des Johannes Brahms Anlaß sein zu einem Versuch, uns seinen Genius aus der Vergangenheit näher zu rücken, um zu sehen, welche besondere geistige Gestalt er für unser heutiges deutsches Leben gewinnt.

Diese Betrachtung wird sich nicht auf das abgegrenzte Gebiet der Musik beziehen noch auch überhaupt auf einen Bezirk reiner Geistigkeit. Denn unsere Gegenwart lebt nur zum kleinsten Teil von idealistischen Gehalten und Beziehungen. Wir alle wissen und fühlen es, daß andere Götter unsere Epoche beherrschen als Tradition und geformtes Geisttum. Die Zeit gehört wie jede Revolution den Kräften des Wollens und der Triebe. So entrückt aber Musik den irdischen Bedingungen zu sein scheint, so sehr hängt sie in Wirklichkeit ab von den jeweiligen gesellschaftsbildenden Kräften. Denn Musik ist eine Gemeinschaftskunst, sie entsteht immer nur im Austausch des Spendens und Empfangens. Schon der einsam für sich Musizierende bildet in diesem Sinn eine Zweierheit: er beschenkt seine Sinne mit seinem Spiel. Die Formen, in denen die Musik in Erscheinung tritt, aber bergen in sich bereits die Vorstellung des adäquaten Raumes und der darin befindlichen Zuhörerschaft. Schon die Konzeption der Motive einer Sonate oder eines Quartetts setzen die Vorstellung der geschmäligen Dynamik eines ausnahmebereiten begrenzten Luftraumes voraus und einer privaten Gemeinde. Die Haydn'sche und Mozart'sche Sinfonie erklang noch in den Adelspalästen Wiens oder in den Landschlössern der Magnaten. Eine kleine homogene „Gesellschaft“ bildete die Hörerschaft. Musiker und Kapellmeister waren ein Teil des dienenden Personals. Mit Beethoven erweitert sich der Schauplatz, und mit ihm wandeln sich die musikalischen Themen und das erklingende Material. Die Aufführung findet in einem öffentlichen Saal statt, jedermann hat Zutritt. Man muß eine andere Sprache sprechen, lauter, allgemeiner, deutlicher, pathetischer, denn alle sollen nun hören und verstehen. Beethoven erscheint uns zwar als eine der größten und einprägsamsten Individualitäten deutscher Kunst, aber in einem andern Sinn war er Exponent seiner Epoche, er konnte gar nicht anders schaffen als in den vom Geist der Zeit geforderten Spannweiten und Formen. Jede lebendige Kunst lebt von der jeweiligen sozialen Atmosphäre. Beethoven's Werk entsteht in der Epoche einer neuen Kristallisation, im Werden einer neuen Gefühlsgemeinschaft. Auf ihrem Banner leuchtete die Idee der sittlichen Freiheit. Kant, Schiller, Goethe, Humboldt, Fichte prägen ihre deutsche Form. Die Idee aber führt zu praktischen ethischen Folgerungen, und das deutsche Volk gewinnt politische Gestalt in den heroischen Stürmen der Freiheitskriege.

Beethovens Schaffen stand unter dem Zeichen der Menschheitsideen, der allgemeinen Menschenverbrüderung, und der Chor der Neunten Sinfonie gibt diesem Ziel mit Schillers Versen den höchsten, den klassischen Ausdruck. Aber dieser Ausdruck birgt kein Leben,

denn wir wissen, jene Ideen waren damals, wie zu jeder Zeit der Wirklichkeit gegenüber machtlos. Sie bilden ein Ideal, das an den granitenen Tatsachen des Völkerlebens zerbricht. Das Leben des Geistes spielt sich auf anderen Ebenen ab als das triebhafte, immer vom Chaos gefährdete Mächtespiel, welches das Leben der Völker bestimmt. Wie sehr aber die Kunst und insbesondere auch die Musik mit den nüchternen Wandlungen der Politik verhaftet ist, zeigt sich erstaunlich klar an der adäquaten Wandlung der klassisch-idealistischen Musik, als jene Menschheitsideale zusammenbrachen und die Musik in die Bezirke des Subjektiven, Stimmunghaften und Privaten der romantischen Formen glitt. Gleichzeitig erscheint Beethovens Werk als ein im weitesten Sinn soziologischer Abschluß, denn nun zerfällt die europäische Musik deutlich in nationale Bestandteile: das Jahrhundert lehrte, daß die Menschheitsideale, wenn überhaupt jemals, nicht vom Individuum aus, sondern nur auf dem Boden einheitlicher, geschlossener Nationen verwirklicht werden können. Die Musik senkt nun allenthalben ihre Wurzeln tief in den Heimatboden, und ihre Früchte entspringen einer dem besonderen Volk, ja der besonderen Landschaft eigenen Gefühls- und Phantasiewelt. So wie wir in Beethoven den Verkünder eines übernationalen Ideals sehen, so steht nun vor uns ein späterer Sohn deutscher Erde als Träger ausschließlich deutscher, ja spezifisch nord- und niederdeutscher Empfindungsart: Johannes Brahms.

Wenn wir in unserer Betrachtung den Weg über Beethoven einschlugen, so geschah dies, um die sinfonischen Gestalter zweier grundverschiedener politischer Epochen einander gegenüberzustellen, nicht freilich, um das Brahms'sche Werk dem Beethovens gleich zu setzen. Brahms selbst hat sich stets alle Verhimmelung — und manchmal auf recht grobe Art — verboten. Seine große Bedeutung liegt für uns heute sicher nicht in den monumentalen Gebilden, trotz dem „Deutschen Requiem“ und trotz jener ersten Sinfonie, die in der kühnen Offenheit ihrer Themen sich freilich unmittelbar anschleßt an die Ideenwelt Beethovens, so daß Hans v. Bülow sie nicht ganz mit Unrecht „Beethovens Zehnte“ nennen durfte. Brahms ist für uns der große Meister des Liedes und der Kammermusik. Seine späteren Sinfonien sind nicht aus eigentlich sinfonischem Geist geboren. Sie sehen nicht in ihrer Konzeption die tausendköpfige Hörerschaft voraus, wie die Sinfonien Beethovens und späterhin Bruckners und besonders Mahlers. Es ist, als wenn Brahms die von Beethoven aufgerissenen Tore wieder schließen wollte, um ja in die heimatlichen Klänge nicht fremde Stimmen eindringen zu lassen. Aber wie warm, innig und nah dünken uns seine Lieder! Sie klingen uns wie von der Kindheit her bekannt, und sie sind größtenteils so sehr Volkslieder geworden, daß sie kaum von den urtümlichen Volksliedern, die Brahms bearbeitet hat, zu unterscheiden sind. Brahms ist so sehr in seiner niederdeutschen Heimat verwurzelt, daß der fast lebenslange Aufenthalt in Wien seinem Werk kaum mehr als gelegentliche Färbungen gibt. Er bleibt der verschlossene, ein wenig grobe, gerade, tief und wahr empfindende, bescheidene, fromme, gütige Mensch, der Ordnung in seinen Dingen hält, der alles Äußerliche verachtet, dem es nicht der Mühe wert ist, nach England zu fahren, um sich den Doktorhut zu holen, der ganze Tage spielend mit Tieren und Kindern verbringt und dessen unbändiger Wissensdurst ihn schließlich zu einem leidenschaftlichen Bücherjammler macht. Ferne gerückt sind uns heute die Kämpfe, die jahrzehntelang Wien beherrschten „Wagner gegen Brahms“, „Bruckner gegen Brahms“. Sie entlocken uns heute fast ein Lächeln. Denn für uns sind Wagner und Brahms längst inkommensurabel. Auf welchen gemeinsamen Kenner könnte man sie bringen? Wenn wir aber dem deutschen Charakter und demzufolge dem Charakter deutscher Musik Eigenschaften zu Grunde legen dürfen wie die oben skizzierten, dann war Wagner in diesem Sinne wahrlich kein „deutscher“ Musiker, sondern ein universales Genie kosmopolitischer Prägung, ein Schöpfer ungleich größeren Formats als Brahms, als Charakter aber in allem sein Gegenstück. Eine nicht allzu ferne

Zukunft wird Wagner in der Geschichte der europäischen Musik einen anderen Platz anweisen als diejenigen tun, die aus literarischen Motiven (oder gar aus werbepolitischen) ihn für sich beanspruchen. Plato, der in seinem „Staat“ die Musik für ein wichtiges Erziehungsmittel hält, würde in unserer Zeit das Brahms'sche Ethos für die Jugend nutzen und das Wagner'sche verpönen. Es liegt in der Natur der beiden so weltweit getrennten Charaktere, daß sie keinen Boden fanden, von dem aus sie sich hätten verständigen können. Für uns gilt seit langem die Ansicht, die der Münchner Hofkapellmeister Levi, beider Freund, in einem Brief aus dem Jahr 1876 an Brahms's Seelen-Vertraute Klara Schumann äußerte: „Ich meine, es ist nicht so schwer, einen Unterschied zwischen Dramatiker und Musiker zu statuieren. Wagner selbst hält sich nicht für einen Musiker im Sinne unserer Klassiker. Da er ein so ganz anderer ist als alle vor ihm und neben ihm, da er keine Musik machen kann und will, sondern ein deutsches Drama zu begründen versucht, so sehe ich nicht ein, warum sich eine ehrliche, herzhafte Bewunderung seiner Schöpfungen nicht mit einer ebenso ehrlichen für Bach, Beethoven und Brahms vertragen sollte. Mir ist das Schicksalslied oder das G-Dur-Sextett nicht ferner gerückt, weil ich Tristan für ein großes Kunstwerk halte. Hier wie überall erzeugen nur die fanatischen Freunde und Feinde das Mißverständnis.“

Brahms hat ein in der Musikgeschichte heute unbestrittenes Verdienst: in den ersten Werken von seinem Lehrer Robert Schumann kaum unterscheidbar und tief in der Romantik wurzelnd, fand er mit untrüglich gesundem Kunstinstinkt und mit einer an Kant gemahnenden Selbstzucht zurück zu den Formprinzipien der Klassik. Er war es, der den wunderbaren Logos der absoluten Musik aus den Händen Beethoven's und Schubert's in Obhut nahm und seinen reinen Gehalt vor den Angriffen eines überschwänglichen, literarisch-psychologischen Stils bewahrte. Er wurde in einer Epoche gärender Unruhe, als alle Einzelkünste sich zu vermischen strebten, zum Hüter der Tradition. Brahms allein verdanken wir die nicht unterbrochene Entwicklungslinie, die von Bach, Haydn, Mozart, Beethoven über sein eigenes Werk und das Max Reger's zu uns führt, zu Hindemith und den konzertierenden Musikern einer deutschen Anti-Romantik, deren larger, strenger und nüchterner Stil musikalischer Ausdruck unserer männlich-militanten Epoche ist. Richard Wagner steht, ein Koloss, am Ende der Romantik, Johannes Brahms aber, der „Gegenpapst“ ist ihm ebenbürtig in der Musikgeschichte der Musik, denn er hat uns das edelste geistige Erbe erhalten und seine fruchtbare Fortdauer ermöglicht.

Die Akten über Brahms und Wagner sind geschlossen. Aber der Kampf in der Musik ist jeder Generation neu aufgegeben. Was wir vom Kunstwerk fordern müssen, ist Wahrhaftigkeit, darüber hinaus mögen sich alle Träume im Land der Töne verwirklichen. Unsere Zeit ist arm an Kunst, sie ist eine politische Zeit, eine Zeit gewaltfamer Wirklichkeiten, keine Zeit der Muße und Beschaulichkeit, in der Gefühle zur Gestaltung drängen. Um so notwendiger ist es, festzuhalten am Werk der großen dahingegangenen Meister. Denn ihr Andenken allein führt die Erben weiter auf den erhabenen Wegen deutscher Musiktradition.

In diesem Sinne wollen wir vor Brahms unser Haupt neigen. Wir wollen seiner gedenken als des unvergleichlichen Meisters des deutschen Liedes, der die heimatischen Melodien einsing gleich lustigen Lebewesen und sie uns wiedergab im Glanz ihrer endgültigen Gestalt. Wir wollen ihn ehren als den Schöpfer deutscher Hausmusik, dieses höchsten Gegenstandes musikalischer Erbauung, einer Musik humanistisch-bürgerlicher Bildungsideale. Wir wollen uns erinnern, daß er die Musik in ihren Elementen kraft seiner genialen rhythmischen Erfindung ebenso bereichert hat wie Wagner durch seine harmonischen Neuerungen. Und wir wollen über seinen Sinfonien und Chorwerken nicht

des alle überragenden Kontrapunktlers vergessen, des Komponisten des Finales der vierten Sinfonie, jenes berühmten Passacaglio, der eine erstaunlich kühne Erweiterung der sinfonischen Satzkunst bedeutet und ein über den Meister der Meister, über Johann Sebastian Bach hinausgreifendes kontrapunktisches Wunderwerk. Das von Brahms unbetitelte Finale war dem Verständnis der Zeitgenossen so unerschließbar, daß ein berühmter Kritiker es als „lärmende Rhetorik der Leidenschaft ohne eigentlichen Gehalt“ bezeichnete und daß Joseph Joachim bei der Berliner Erstaufführung das Programm von sich aus mit Noten versah und der Anmerkung: Variationen über ein Thema. Dieses gewaltige Finale, der Form nach ein Mittel zwischen dem Buxtehude-Bach'schen Passacaglio und einer Ciacona, erschüttert uns freilich mehr noch als durch die schier unsäglich musikalische Kunst durch seinen krypto-programmatischen Inhalt: es ist ein Totentanz. Und das ästhetische Gewicht des Satzes im Brahms'schen Gesamtwerk gibt uns einen tiefen Einblick in des Künstlers Menschentum und Weltbild.

Wie einst der junge Schiller die Anthologie von 1782 „seinem Prinzipal, dem Tode“ widmete, so bildet dieser Satz wohl die kunstreichste und gewaltigste Apotheose, in der jemals der finstere und unerbittliche Vollstrecker Tod besungen wurde. „Brand und Mord, Krieg und Pestilenz, Springslut und Erdbeben haben ihm das Thema eingegeben, und die Ereignisse der Jahrtausende haben diese achthgliedrige Front von Denz und Marterssäulen, die unter Rosen verschwinden, fundamentierte“. (Kalbeck). Felix Weingartner aber schreibt 1909: „Für mich ist das eigentliche Wunderbare der ungeheueren seelischen Gehalt dieses Stückes. Ich kann mich der Vorstellung des unerbittlichen Schicksals hier nicht ent schlagen, daß eine große Erscheinung, sei es ein Einzelner, sei es ein ganzes Volk dem Untergange ohne Erbarmen entgegentreibt... Der Schluß dieses von erschütternder Tragik durchglühten Satzes ist eine wahre Orgie der Zerstörung, ein furchtbares Gegenstück zum Freudentaumel am Ende der letzten Symphonie Beethovens.“

Diese Gegenüberstellung ist mehr als eine Wesensdeutung der Geister Beethoven und Brahms. Sie zeugt für die beiden Pole der deutschen Seele und für den Dualismus im deutschen Menschen. Darüber hinaus aber, müssen wir sie nicht als dunkle Prophetie deuten, als eine Vorahnung des Totentanzes, dessen Figuren zu Nationen geworden sind und den in seiner ganzen entsetzlichen Wirklichkeit zu erleben unser Schicksal war?

Wir dürfen und brauchen bei solchem Gesichte nicht verweilen. Das Leben der Völker ist ohne Ende. Die Kunst spiegelt Freude und Trauer, Ernstes und Selteres. Sie ist ein Widerschein dessen, was die Menschen fühlen und erträumen. Fruchtbar wird dieses Fühlen aber nur, wenn es, wie Antäus, immer neue Kräfte aus der Verführung mit der Mutter Erde saugt. So gewinnt es die ihm angemessene künstlerische Gestalt: Leichtigkeit und Lebensfreude im hellen Süden, geselligen Humor und Weltlichkeit an anderem Ort, tiefblütiges Verweilen, Träumerei, am dritten; anders klingen die Lieder am Meer, anders auf den Bergen, anders in der Heide. Aus Johannes Brahms aber singt die norddeutsche Seele.

Denn, wenn man norddeutsche Wesensart, wie sie aus der Niederung geboren ist, aus der Nähe des Meeres, der Weite des Horizonts, den Wiesen und Marschen, dem ewigen Kampf der Sonne mit Nebeln und Wolken, wenn man die Keuschheit und Strenge, die Melancholie der langen Nächte, den Spuk der Wälder, die zarte Lieblichkeit des Frühlings in Tönen wiedergeben will, dann erstehen Brahms'sche Melodien. Sie werden ein Wahrzeichen deutsch-nordischen Lebens sein, ein mahrender und treuer Spiegel, so lange deutsches Wesen leben wird. Sie gleiten sachte zurück aus dem falschen Glanz, aus dem Krampf und der Hohlheit unseres Lebens, sie werden mählich zum volklichen Symbol, zum Mythos, und in Jahrhunderten werden sie vom deutschen Menschen zeugen, nicht anders wie die Figuren vom Griffel Albrecht Dürers, die Strophen Eichendorffs oder die Gebilde deutscher Landschaften und Städte.

Paul Fechter

Die Auswechslung der Literaturen

Während der letzten fünfzehn bis achtzehn Jahre gab es in Deutschland zwei, bei- nahe sogar drei Literaturen. Die eine war die sozusagen offizielle, die Literatur der bürgerlichen Linken in all ihren Schattierungen von der Annäherung an die Sozial- demokratie bis zum Kokettieren mit dem Kommunismus, die Literatur der falschen Psychologie und der Analytik, der Erotik und der Psychoanalyse, die Literatur all der Probleme, die lediglich in den Magazinen oder in den Zeitschriften mit literarisch- ästhetischem Ehrgeiz existierten, während die dumme Wirklichkeit außerhalb der Kreise, die sich verpflichtet fühlten und Literatur nicht nur lasen, sondern entschlossen sogar zu leben versuchten, von diesen Problemen keine Ahnung hatte und friedlich und leise ver- achtet ihre gewohnten alten Wege ging. Diese Literatur war trotz ihrer Unwirklichkeit die eigentliche, und wenn man auf ihre Vertreter und Verehrer hörte, so war sie sogar die einzige. Jedenfalls war sie die, von der allein es lohnte zu wissen, von der allein man in den interessierten Kreisen sprach, und die allein das ahnungslose Publikum kaufte, auch wenn es nicht zur bürgerlichen Linken zählte.

Daneben gab es eine zweite Literatur, für die eine Reihe komischer Leute immer von neuem eintrat mit der seltsamen Behauptung, daß diese zweite Literatur die eigent- liche sei, die richtige, die wirklich deutsche, weil sie nämlich keine Literatur, sondern im Gegensatz zu der offiziellen immer noch so etwas wie Dichtung im alten deutschen Sinne sei. Wenn die Offiziellen lächelnd behaupteten, die großen deutschen Autoren hießen Remarque und Feuchtwanger und Heinrich Mann und Arnold Zweig, so sagten die andern, das wären ja vielleicht ganz talentvolle Leute, aber mit deutscher Dichtung hätten sie nichts zu tun und deren eigentliche Männer hießen ganz anders, lebten in Regionen, die den Vertretern des offiziellen Schrifttums überhaupt nicht zugänglich wären. Fragte man sie mit überlegenem Lächeln nach Namen, so sprachen diese zurück- gebliebenen Leute von Paul Ernst und Hans Grimm, Hermann Stehr und Will Vesper, Agnes Kiegel und Peter Dörfler, lauter Leuten, von denen man weder in den Magazinen noch in den „offiziellen“ Zeitschriften etwas las, noch gar in den Kreisen, die sich ver- pflichtet fühlten, jemals sprach und hörte. Es war gewissermaßen eine Literatur unter der Oberfläche, die in solch einer Unterhaltung sichtbar wurde, eine Dichtung der Tiefe, die vorhanden und auch nicht vorhanden war, weil „man“ nicht von ihr wußte, sondern immer nur einzelne sie kannten, weil sie immer erst, wenn nach ihr gefragt wurde, von irgendeinem Wissenden zusammengesucht und der andern, in Akademien und literarischen Blättern sorgsam vereinten Literatur entgegengestellt werden mußte.

Daneben gab es dann noch eine dritte, die eigentlich keine Literatur mehr sein wollte, die mehr oder weniger kommunistische Spielart, bei der man Leute traf, die sich der eigenen Beschäftigung als eines bürgerlichen Metiers bereits schämten, sie durch möglichst viel Kraftworte und möglichst viel Ironie selbst aufzuheben versuchten und zum wenigsten auf alle anderen, die auch noch Bücher machten, mißachtend herabsahen. Die Nebenliteratur war bei einigen Vertretern der offiziellen Literatur trotz diesem ihrem Sang zur Selbstverneinung äußerst angesehen, vielleicht, weil sogar die Männer der amtlichen Dichtung spürten, daß in dieser Selbstverneinung eine nicht zu leugnende Be- rechtigung und damit ein schöner Zug von Aufrichtigkeit enthalten war. Die Rolle, die diese Abart der Literatur spielte, war nicht eben groß, und das Publikum nahm nur, wenn es ganz besonders literarisch gebildet war, von ihr Notiz.

Das war so ungefähr der Zustand bis zum Januar dieses Jahres. Man kann ihn heute noch ziemlich lückenlos rekonstruieren, wenn man einmal die Materialbestände der einen oder der anderen Buchhandlung des Berliner Westens durchsieht. Man findet noch überall die Bücher des „offiziellen“ Schrifttums und zum Teil auch die mit leisem Gruseln bewunderten Dokumente des literarischen Kommunismus; man findet nichts oder fast nichts von der zweiten Literatur, und wenn man nach ihr fragt, bringt man den unglücklichen Inhaber des Ladens in eine schwere Verlegenheit.

Diese Verlegenheit beginnt jetzt, sich über die ganzen an der Literatur und ihrem Betrieb teilnehmenden Gebiete auszubreiten. Teile der deutschen Studentenschaft, jung, radikal, wie man in jungen Jahren zu sein pflegt, haben beschlossen, die bisherige sozusagen offizielle Literatur der bürgerlichen Linken, die Literatur der Psychoanalyse und der Erotik, der falschen Psychologie und der Analytik auszurotten. In Kiel, in Breslau haben sie begonnen, Bücher von Männern aus den Bereichen der bisherigen Demokratie und des Marxismus aus Bibliotheken und Buchläden auszusondern. Sie haben der bisher siegreichen Literatur den Krieg erklärt. Dem, wofür sich bisher Zeitschriften wie die „Weltbühne“ des Herrn Tucholsky, das „Tagebuch“ und ähnliche Druckerzeugnisse einsetzten, wird schon das Recht der Existenz in der Welt der deutschen Dichtung abgesprochen; die ganze einst so siegreiche Literatur soll ausgerottet werden, verschwinden, der bisher unterdrückten, übergangenen deutschen Dichtung das Feld räumen.

Man kann den Zorn der jungen Menschen nur zu sehr begreifen. Auch unsereins, der die Zeiten der Jugend bereits hinter sich hat, hat in diesen Jahren mehr als einmal dieselbe Wut bekommen, wenn er sehen mußte, wie noch die minderwertigsten Produkte einer Literatur, die alles, was uns einen Wert bedeutete, zum wenigsten begründete, in schlimmeren Fällen angriff und in ganz schlimmen bespie, trotzdem offiziell anerkannt, gepflegt, besprochen und so zum Verkauf gebracht wurde. Es liegt schon eine Gerechtigkeit in diesem Vorgehen, selbst wenn jetzt gelegentlich Unschuldige mit den Schuldigen leiden müssen. Zu gleicher Zeit aber versucht man dann, zum wenigsten in der Vorstellung einmal die Konsequenzen zu verwirklichen, die sich aus diesem Vorgehen ergeben, versucht sich die Verwirrung klar zu machen, in die Buchhändler und Käufer, Studierende der Literaturgeschichte und ähnliche dem Druckbetrieb beruflich verbundene Schichten durch diese von den Zeitläuften bedingte Auswechslung der Literaturen geraten werden.

Die Verwirrung der Buchhändler ist zugleich die schwerste und die am einfachsten zu lösende: sie werden den Wandel, der sich vollzieht, sehr bald aus dem erkennen, was sich nicht mehr verkaufen läßt, aus den Büchern, die ihnen auf dem Tisch des Hauses liegen bleiben. Sie werden ihn ebenso aber auch aus den Schwierigkeiten ersehen, in die sie geraten werden, sobald das suchende Publikum, das sich nun auch verpflichtet fühlen wird umzulernen, fragen kommt nach den Männern und Büchern, die nun im neuen Reich die deutsche Dichtung an Stelle der bisherigen Literatur zu vertreten haben. Jahrzehntelang hat man den Käufern zu Geschenkzwecken und zur Lektüre die alten falschen Namen glücklich beigebracht; jetzt auf einmal sollen dieselben Buchhändler, die bisher von der offiziellen Literatur lebten, die Führer zu einer Dichtung werden, mit der sie, von wenigen Ausnahmen abgesehen, bisher wenig Geschäfte gemacht haben, und um die sie sich insolgedessen kaum bekümmert haben. Sie sollen plötzlich statt der neuesten Werke der bisherigen Modedichtung, die jetzt ausgefallen ist, Bücher und Menschen empfehlen, die sie selber kaum kennen, sollen eine neue Dichtung an das Volk heranbringen, die dem größten Teil von ihnen bisher selbst durchaus unbekannt geblieben ist. Sie sind selbstverständlich, da das zu ihrem Beruf gehört, gerne bereit, sich unter den veränderten Verhältnissen jetzt für diese Menschen einzusetzen; sie möchten den Bereich und die Kräfte der zweiten Literatur, der richtigen, der eigentlichen gerne kennenlernen — und beginnen nun, nach Hilfsmitteln zu suchen, die ihnen dieses ermöglichen sollen. Sie greifen

nach einer Literaturgeschichte — und finden darin lediglich die alte bisherige Literatur. Sie greifen nach der zweiten Literaturgeschichte, und es geht ihnen ebenso. Sie sollen das Publikum beraten und finden selbst keinen Berater. Sie blättern verzweifelt in Kürschners Literaturkalender und sehnen mit Inbrunst eine neue Auflage herbei, die wahrscheinlich erheblich dünner als bisher ausfallen wird, weil eine Menge von Vertretern der bisherigen Literatur sicherlich den Rückzug auch aus diesem großen Konversationslexikon der Schreibenden, antreten, mit ihrem Rückzug aber dieses letzte Hilfsmittel suchender Buchhändlerseelen wieder zu einer etwas aktuelleren Informationsquelle machen wird.

Ganz ähnlich wird es den Käufern ergehen, die auf eigene Faust die Annäherung an die veränderte Zeitsituation versuchen werden: sie werden vor dem gleichen Nichts, dem gleichen Blick ins Leere stehen. Sie sind trotzdem noch gut daran, wenn man versucht, sich einmal die Lage der Studierenden moderner Literaturgeschichte vorzustellen. Sie haben begonnen mit dem alten Ideal der Objektivität, sie treiben Geschichte, d. h. Untersuchung der Vorgänge in der Wirklichkeit. Was ergibt sich für sie an Verpflichtungen? Sollen sie wie bisher weiter die Episode der toten Literatur von gestern mit pflegen und mitlernen: sollen sie das, was die jetzt verwehte Zeit gebracht hat, wie bisher brav und gewissenhaft registrieren — oder sollen sie nicht viel mehr eine neue fordernde Geschichte auch der Literatur treiben, als wert der Beachtung nur die Bücher ansehen, die nicht aus bloßen leeren Kunstabsichten entstanden sind, sondern aus einer lebendigen Beziehung zum Ganzen, zu dem Volk, um dessentwillen wir jetzt dies alles durchleben? Wenn sie dieses aber sollen und wollen: wer hilft ihnen dabei? Wer wird der Führer bei dieser Auslese, die wiederum zugleich Führer zu einer neuen Art von Geschichte, im Sinne des alten *Advocatus patriae*, des Westfalen Justus Koefer aus Osnabrück werden könnte? Die Auswechslung der Literaturen birgt ungeahnte Probleme.

In jedem Fall: die Situation im deutschen Literaturbetrieb der nächsten Zeit wird äußerst interessant werden. Ein altes Bild versinkt, ist versunken — ein neues steigt heraus, zum mindesten eines, das für die meisten der Nation neu und nur für wenige längst vertraut und selbstverständlich ist. Es wird eine Fülle von Schwierigkeiten — und eine Menge sehr interessanter Erfahrungen geben. Die Neigung zum Bücherkaufen hat im Augenblick bereits ebenso abgenommen, wie die zum Theaterbesuch; lediglich informierende Schriften über die neuen Männer der Regierungen haben im Augenblick noch größere Käuferkreise. Das ist für den Buchhandel nicht eben angenehm: das Zwischenspiel aber, das sich hier ergibt, die Pause ist im wesentlichen eine schöpferische Pause der Klärung und des Atemholens. Viele werden sie benützen müssen, um sich selber klar zu werden; viele werden sie zur Information, zum Nachholen und Neulernen verwerten. Wenn sie vorüber ist, wird sich zeigen müssen, was geblieben ist, was sich aus der Auswechslung der Literaturen an Positivem, was an Negativem ergeben hat. Denn an Negativem wird es auch nicht fehlen: vielleicht wird sich sogar herausstellen, daß ein guter Teil auch der deutschen Leser und Käufer, wenn er nicht mehr an seine alte bequeme anspruchslose Literatur von früher heran kann, auf Lesen und Kaufen überhaupt verzichtet, weil ihm die strenge deutsche Dichtung, die jetzt aufsteigt, für seine geistigen Voraussetzungen viel zu anspruchsvoll ist. Das ist alles durchaus möglich: wir müssen es abwarten, betrachten und dann die Folgerungen ziehen. In jedem Falle: es wird gelebt — und das ist das Schöne und Wohltätige an dem Ganzen.

Literarische Rundschau

Carl Haensels Münchhausen

„Das war Münchhausen“, so nennt Carl Haensel seinen zweiten „Roman aus Tatsachen“ (Stuttgart, J. Engelhorn's Nachfolger). Sein erster Tatsachenroman „Der Kampf ums Matterhorn“ hatte die Menschen wirklichen Verständnisses aufhorchen lassen, und trotz der Sprödigkeit gewisser damals maßgebender Kreise der Kritik hatte er beispielgebend auf viele gewirkt, die den Anreger jedoch schamhaft verleugneten. Es steht zu hoffen, daß der grundlegende Umschlag in der Bewertung deutscher Literatur den Weg zum Verständnis von Carl Haensels Schaffen weiter öffnet, als es bisher möglich gewesen ist.

Haensel baut auch hier auf Tatsachen, die ihm aus dem Studium von Dokumenten, Briefen, Schriftstücken im Münchhausenschen Familienarchiv zugewachsen sind. Aber bei ihm entsteht, wie im echten Leben selber, hieraus keine nüchterne Tatsachenwelt, sondern die Fülle des farbigen, bunten, schönen, schweren und gefährlichen Lebens. Es ist einer der großen Vorzüge Haenselscher Art, daß er, der so klar und sicher im Alltag steht und seinen Berufsplatz voll ausfüllt, als ein Mensch, dem die Sinne für das wirkliche Leben geöffnet sind, das Geheimnis des Lebens nicht durch äußere künstlerische Mittel, sondern durch die innere Verhaltenseinheit und Spannung zur Darstellung bringt. Münchhausens „Lügen“ sind Gemeingut des deutschen Volkes, wer ihr Verfasser wirklich war, danach hat kaum jemand gefragt. Haensel nun ist dem historischen Hieronymus Freiherrn v. Münchhausen als geschulter Jurist und gelegentlich fast als Untersuchungsrichter nachgegangen. So ersteht vor uns, aus Tatsachen gefügt, aber von der Intuition des Dichters belebt, das Bild des berühmten Münchhausen, als er alterte. Im Jahre 1793, fast in seinem 70. Lebensjahre, lebte er in Bodenwerder ein durchaus lauziges Leben, dessen Einsamkeit nur selten durch den Besuch von Freunden und Fremden unterbrochen wurde, die kamen, um sich an seinen Erzählungen zu ergötzen. Von ihnen sah wohl niemand, daß dies Verhauzen in die bunte Welt der Lügen die Flucht eines Mannes aus einem Leben und einer Zeit war, die ihm nichts mehr bot und die er nach dem Gesetz seines Wesens verneinen mußte. In diese

Scheinwelt, die wohl seine eigentliche und organische war, bricht noch einmal das Leben ein. Er umwirbt und gewinnt ein Mädchenkind, Bernhardine v. Brunn. Aber der Zusammenstoß des nur in seiner eigenen Welt noch Heimischen mit den Realitäten des Lebens, zu denen in gefährlicher Weise der Erwerb und das Halten eines jungen weiblichen Wesens gehört, kann nur zugunsten des Lebens im Gleiche statt des Lebens im Geiste ausgehen. So muß Münchhausen, der das junge Leben zu spät, als er es nicht mehr nutzen konnte, an sich nahm, es unter für einen Mann nicht sehr rühmlichen Umständen verlieren. Das Weib geht den Weg des Gleichen, aber doch triumphiert die höhere Wirklichkeit. Denn auch sie kommt in allen ihren Irrfahrten zu dem Träger der „unwirklichen“ Wirklichkeit zurück, wenn auch gleichfalls zu spät. Das alles ist in fesselnder und spannender Form erzählt. Haensel zeigt wieder, wie in allen seinen früheren Büchern, sein Wissen um die Unheimlichkeiten und Gefährlichkeiten allen Lebens und seiner Hintergründe. So redt sich hinter seinem alten Münchhausen auch eine Symbolik für unser ganzes Volk auf, und eine bedeutame Beziehung gerade zur jüngsten Gegenwart wird sichtbar.

R. P.

Persönlichkeitspsychologie

Fast ein Jahrtausend lang war der seelische Kompaß des abendländischen Menschen unverschränkt auf den Wertpol des katholischen Christentums ausgerichtet. Seit aber dieser Pol an Anziehungskraft verloren hat, seit Renaissance, Reformation und französische Revolution, aufgeklärte Wissenschaft und Philosophie neue Begriffe von Menschenwert und Menschenwürde in Geltung brachten, dreht sich die Nadel des europäischen Wertkompasses nach allen Richtungen der Windrose. Wir ständen heute einem völligen Chaos der Werte gegenüber, wenn nicht von Goethe und Nietzsche her gleichzeitig mit einer heroischen Kritik eine neue Besinnung auf das Wesen des Menschlichen und auf die ewige innere Rangordnung unserer Welt eingeleitet hätte.

Was in der Sphäre dieser Besinnung schon zu innerer Entscheidung gekommen ist, das ist in einer neuen knappen Schrift von Hans Prinzhorn „Persönlichkeits-

psychologie" (Leipzig, Quelle & Meyer) außerordentlich klar herausgearbeitet. Prinzhorn gibt dieser Schrift den Untertitel „Entwurf einer biozentrischen Wirklichkeitslehre vom Menschen“ und verspricht damit dem Leser nicht zu viel. Er beginnt mit einem Ueberblick über die historische Entwicklung, die — nach der Vorherrschaft der französischen Psychologie vom 16. bis ins 18. Jahrhundert — mit Schopenhauer und Riché zum Uebergang der Führung an Deutschland weiterschritt, und deckt dabei die zerstörerischen Tendenzen des Psychologisierens innerhalb einer intakten Gemeinschaft auf, in gleichem Maße aber seine reinigenden Wirkungen innerhalb einer zerfallenden Ordnung. Aus dieser historischen Rückschau entwickelt er weiter die Prinzipien des neuen, biozentrischen Menschenbildes; die Prinzipien der biologischen Charaktere, der vitalen Teilhabe des Menschen an der animalischen, vegetativen und kosmischen Welt, der lebensgerechten Einordnung in die Umwelt, der Geistigkeit und damit der Zweispaltigkeit, des religiösen Grundkonfliktes zwischen Selbstbehauptung und Selbsthingabe, der Einordnung des Einzelnen in die Gemeinschaft im Rahmen kosmischer Ordnungen. Was dabei über das Verhältnis von Mensch und Tier, wie überhaupt über das Ereignis der Menschwerdung, gesagt wird, gehört zu den tiefsten Erkenntnissen, die uns heute wieder zugänglich sind. Nach solcher grundlegenden Vorbereitung eröffnet Prinzhorn den Blick auf Urbilder des Menschen, Stufen des Personseins, die im folgenden mit den Namen, die Prinzhorn ihnen gibt, wenigstens angedeutet seien. Von den vorgeschichtlichen Grundtypen her — dem ahnenden Menschen (*homo divinus*), dem Nomaden und Bauern (*homo audax* und *homo colens*) — über den Stadtmenschen (*homo urbanus*) und dessen höchste Ausprägung, den *homo christianus*, gibt Prinzhorn das Bild der Entwicklung bis zum Menschen des Liberalismus und Marxismus, dem er den *homo sapiens*, als den gegen rationalistische Flachheiten gestellten Menschen, gegenüberstellt. — Die Schlußabschnitte des Buches mit ihrem „Ausblick auf die praktischen Folgen dieser Wirklichkeitslehre“ vom Menschen sprechen mit der Kraft eines religiösen Bekenntnisses und mit der ganzen Klarheit tiefenpsychologischer Erkenntnisse zu den Zeitgen, zum zerrissenen Menschen des Uebergangs, den dieser Mahnruf im Zentrum seiner Existenz zu treffen bestimmt ist.

Im Zusammenhange mit dieser prinzipiellen Schrift Prinzorns sei auf ein neues, schmales Buch von Ludwig Klages „Goethe als Seelenforscher“ (Leipzig, J. A. Barth) hingewiesen, das zu den ganz wenigen Werken von Bestand gehört, die uns das Goethe-Jahr geschenkt hat. Klages stellt im ersten Abschnitt dieser Schrift die Frage, ob eine Wissenschaft von seelischen Sachverhalten überhaupt möglich sei. Und er antwortet, daß der Begriff der Wissenschaft sich heute in einer tiefgreifenden Umformung befinde in Richtung auf einen neuen Sinn aller Forschungsbemühung: nicht Tatsachen- und Ursachenforschung, sondern Erscheinungs- und Wesensforschung sei dieser Sinn neuen, wissenschaftlichen Denkens. In dieser Fragestellung und in dieser Antwort allein schon enthüllt sich die innerste Verwandtschaft des Klages'schen Denkens mit dem heute nicht nur in der Wissenschaft, sondern im gesamten öffentlichen Leben wirksamen Drang zu mythischer Veranschaulichung der Charaktere, der Ereignisse und schließlich der Lehre. Und von hier aus erhält die Gestalt Goethes durch Klages eine neue, lebensvolle Beziehung zur Gegenwart. Goethe, als der anschauende und aus der unmittelbaren Anschauung intuitiv urteilende Mensch, war der erste Erscheinungsforscher, der erste Wesens- und Seelenforscher nach Jahrhunderten bloßer Wissenschaft von Tatsachen; damit zugleich wurde er zum eigentlichen Entdecker des Unbewußten (vergl. „Aufstand der Jugend für Goethe“ von E. Kahn-Wallerstein im Juliheft 1931 dieser Zeitschrift). Dieser weiblichen Seite des goetheschen Wesens stellt Klages die männliche gegenüber: seinen Tatsachensinn, durch dessen Verschmelzung mit der vegetativen Seite seiner Natur Goethe jene „Weisheit des Bildnertums“ erlangte, die vollständig in seinem Ausspruch beschlossen liegt: „Man begreift nur, was man selbst machen kann, und man faßt nur, was man selbst hervorbringen kann“. Was Klages in diesem Zusammenhang über die Polarität von Selbsthingabe und Selbstbehauptung, als über die Urgegensätzlichkeit der menschlichen Natur, an Gedanken bringt und wie er hier seine Lebenslehre auf den größten Genius des Deutjtums anwendet, das ist von solch' tiefster Ehrfurcht vor dem Leben und vor diesem Genius getragen, daß sein Buch selbst als höchstes Beispiel der von ihm vertretenen Wesensforschung gelten kann.

5. Kraus

Neue Bücher

Eins von den Büchern, die niemals altern, weil sie unvergängliches Leben in sich tragen, sind die „Deutschen Heldensagen“. Ihnen kommt in unserer Zeit eine ganz besondere Bedeutung zu, da es von entscheidender Wichtigkeit sein wird für eine wirkliche Erneuerung des deutschen Volkes, ob man den Weg zu den unverfälschten Quellen deutschen Wesens zurückfindet und aus ihnen die richtige Belehrung und innere Festigung ziehen wird. Das Problem, vor dem jeder Neuherausgeber der alten deutschen Sagen steht, liegt darin, sie in einer den heutigen Menschen verständlichen Form, ohne ihr Wesen zu verändern, wiederzugeben. Wir haben gelegentlich erlebt, daß bezlagswerte Versuche einer falsch verstandenen „Dermenschlichung“ hierbei gemacht worden sind. Von solcher falschen Einstellung hält sich Severin Rüttgers, der die „Deutschen Heldensagen“ neu herausgibt (Leipzig, Insel-Verlag) vollständig frei. Ohne auch nur den Versuch zu machen, irgend etwas an dem Ungeheuren, dem Garten, Großen, Blutigen und Gewaltigen dieser getreuen Zeugnisse germanischer Vorzeit zu ändern, gibt er uns in flüssiger Racherzählung das Hildebrandslied, Beowulf, Walther und Hildegund, Sigfrid und die Nibelungen, Wieland der Schmied, König Rother, Der getreue Wolf, Dietrich, König Dietrich von Bern, Kudrun, der Nibelungen Rot. In einem Geleitwort legt er Rechenschaft ab über die Grundsätze, die ihn bei der Herausgabe leiteten. Das Hildebrandslied ist aufgenommen in der Übertragung von Karl Wolfskehl. Alle anderen Übertragungen sind eigne Arbeit Rüttgers. Die knappen Anmerkungen in Wörterbuchform enthalten alles Nötige. So ist diese Sammlung eine höchst begrüßenswerte Neuerscheinung, der wir im Interesse der deutschen Sache weiteste Verbreitung wünschen möchten.

Vor einiger Zeit hat der Insel-Verlag auch von Gustav Schwabs „Sagen des klassischen Altertums“ eine Neuauflage erscheinen lassen, die auf 1120 Seiten das Gesamtwerk Schwabs enthält und deren Reiz durch 96 Bilder von John Flaxman noch ganz besonders gesteigert ist. Ein kurzes Nachwort bringt biographische Daten zu Schwabs Leben und eine Würdigung der wirklich unendlich sorgfältigen Arbeit, die er zur Eindeutschung

des klassischen Sagengutes geleistet hat. Früher waren Gustav Schwabs „Sagen des klassischen Altertums“ beliebteste Prämiengaben bei den höheren Schulen. Inzwischen sind manche Versuche gemacht worden, auf Grund neuer Erkenntnisse über das wahre Wesen der Antike, die Sagen auch in einem anderen Kleide und in anderer Form dem deutschen Volke zugänglich zu machen. Aber wie es vielen unter uns mit den Shakespeare-Übersetzungen geht, nämlich so, daß wir alle neueren gern drangeben zugunsten der Schlegel-Übersichten, so geht es uns auch mit Schwabs „Sagen des klassischen Altertums“. Hier wolle man nicht mehr ändern und versuchen, sondern hier ist die endgültige und zugleich eine ungewöhnlich fesselnde Form, in der das klassische Sagengut dem deutschen Volke gut einverleibt worden ist.

Ein Heldenlied aus längst vergangener Zeit ist das Buch „Boeldes“, herausgegeben von Johannes Werner (Leipzig, K. F. Koehler), mit 18 Bildern und vier Kartenskizzen. Werner versteht es, aus Boeldes Briefen ein lebenswarmes und unmittelbar ansprechendes Bild von unserem großen Kampflieger als Mensch, als Flieger und als Führer in der Entwicklung der gesamten deutschen Jagdfliegerei im Kriege darzustellen. So wird dieses Buch in besonderem Maße geeignet sein, das Verständnis für das wahre Heldentum Boeldes, den trotz aller seiner gewaltigen Lusttaten menschliche Schlichtheit und Bescheidenheit nie verließen, in weite Kreise zu tragen.

Ebenfalls in diese Reihe gehört das Buch von R. v. Baumbach „Ruhmestage der deutschen Marine“ (Hamburg, Brotschel & Co.). Kapitänleutnant Norbert v. Baumbach gibt in diesem Sammelband eine Fülle von Bildern aus dem Weltkrieg, wie er sich zur See abspielte. Er hat mit unendlichem Fleiße und unter großen Schwierigkeiten Bild-dokumente aus deutschen Archiven, aus den Händen der Angehörigen, aber auch aus fremden Archiven zusammengestellt, die ein sehr eindrucksvolles und stellenweise tief aufwühlendes Bild von der Selbstenleistung der deutschen Seestreitkräfte geben. Bei der gebotenen Vorsicht, von irgendwelchen deutschen Kriegsfahrzeugen Bilder aufnehmen zu lassen, fehlen durchweg Bilder, welche die deutschen Seestreitkräfte vor und im Gefecht zeigen. Das

war in der nur zu berechtigten Spionagefurcht begründet. So finden wir unter diesen Dokumenten nicht so sehr Bilder deutscher Großtaten zur See, wie vielmehr Dokumente von Untergang, Beschädigung und Vernichtung. Aber gerade das unterstreicht in wirkungsvollster Weise den Ernst des stillen und großen Selbentums, das der Einzelne wie die Gesamtheit in den langen Jahren zu bewähren hatten, und ist besser als patriotische Phrase und patriotisches Klischee geeignet, auch auf die Herzen unserer Jugend zu wirken. Einige Bilder aus der Vorgeschichte der deutschen Reichsmarine leiten die Sammlung ein, der Untergang der Schiffe bei Scapa Flow und das Selbdenmal bei Laboe beschließen das Buch. In den knappen und militärisch klaren und überzeugenden einleitenden Abschnitten ersteht noch einmal das Bild der Selbdenleistung, und wir wollen es v. Baumbach danken, daß hier der Soldat, der die Phrase verschmäht, spricht und dadurch besser den wahren Geist deutscher Leistung im Kriege trifft, als irgendwelche noch so gut gemeinten Verhimmelungen. Wenn wir einen Wunsch für eine Neuherausgabe anmelden sollen, so ist es der, daß doch die bewundernswerte Leistung deutscher Seesflieger im Kriege auch im Bilde stärker berücksichtigt werden möge, als es in der ersten Ausgabe geschehen ist. Gerade hierfür steht ein reicheres Bildmaterial zur Verfügung als vielleicht für die anderen Waffen, abgesehen von dem für die Taten unserer U-Boote.

Es ist nicht schwer, einen organischen Zusammenhang zwischen diesen Büchern und dem stillen Selbdenum herzustellen, das in dem Leben der Kaiserin Auguste Viktoria beschlossen ist. Paul Lindenberg hat mit der Fülle seines schriftstellerischen Könnens und seiner Fähigkeit, Menschen lebendig festzuhalten, als ein deutsches Volksbuch das Leben der Kaiserin gestaltet „Kaiserin Auguste Viktoria“ (Berlin, E. C. Eitshofen). Eingangsworte schrieb die selbige Gemahlin des früheren Kaisers, Serimine. Lindenberg konnte für sein Volksbuch unveröffentlichtes Material verwenden, das über die allgemein bekannten Grundlinien, nach denen dies opfervolle Fürstenleben abließ, hinausgeht. Auch für dieses Buch dürfte jetzt die rechte Stunde gekommen sein.

Der „Eiserne Hammer“, der schon so oft Farbe und Freude durch Vertiefung in die wirkliche Schönheit und Innerlichkeit spendet, hat, bringt wiederum zwei neue Bücher, die einen innerlich froh machen in der grauen

Glut dieser Tage. Karl Gernert nennt sein Buch „Kleine grüne Welt“, das in hervorragender praktischer Anleitung, wirksam unterstützt durch entzückende Bilder, einen Leitfaden häuslicher Pflanzenpflege darstellt, aus dem jeder positives Wissen, Verständnis für das Eigenleben der Pflanzen und bei richtiger Befolgung viel Freude für den Alltag gewinnen kann. — Im zweiten Buch schildert Rudolf Graf Calice „Drei tausendjährige Städte: Rothenburg — Dinkelsbühl — Nördlingen“. Wenn wir feststellen, daß die Bilder aus diesem deutschen lebendigen Mittelalter vollendet sind, so genügt das zum Ruhme und zur Empfehlung des Büchleins. Der Preis von 1,20 Mark, den der Verlag Karl Robert Langewiesche, Königstein, für beide Bücher festgesetzt hat, ist als in jeder Beziehung angemessen zu bezeichnen.

Daß in der gegenwärtigen Zeit ein „Volksbuden“ zum Preise von 2,40 Mark erscheinen konnte (Leipzig, Bibliographisches Institut) ist in mehr als einer Hinsicht zu begrüßen. Ueber die Wichtigkeit unserer Muttersprache als einigendes Mittel für das Gesamtvolk sind in letzter Zeit sehr bedeutsame Veröffentlichungen, so von Schmidt-Rohr, erfolgt. Bei den vergeblichen Versuchen, auf anderen — wie auf dem religiösen und politischen — Gebieten eine wirkliche Einigung des Gesamtvolkes herbeizuführen, ist die Bedeutung der Sprache fast ins Ungemessene gewachsen. Um so notwendiger ist die Sprachpflege. Denn nur mit einer gereinigten und einheitlichen Sprache, auch in der Schreibart, kann eine solche einigende Arbeit Erfolg bringen. Darum sei der Volksbuden, der erstmalig 1880 unter dem Titel „Orthographisches Wörterbuch der deutschen Sprache“ erschien und dann sehr schnell den Namen seines Verfassers als einen feststehenden Begriff ins ganze Volk trug, auf das wärmste empfohlen. Er ist jetzt bearbeitet von Otto Basler und Waldemar Mühlner.

Die große Kulturarbeit der Verlage Brockhaus und Herder wird fortgesetzt durch das Erscheinen des 14. Bandes vom „Großen Brockhaus“, umfassend die Schlagworte von „Oju bis Por“, und des 5. Bandes vom „Großen Herder“, umfassend die Schlagworte „Oanter bis Zochrelief“. Für beide Verlage ist es ein Ruhmetitel, daß das Erscheinen der einzelnen Bände in regelmäßigen Zwischenräumen und sehr oft

früher als ursprünglich angekündigt geschieht. Man ist oft versucht, aus der Fülle des Gebotenen den einen oder anderen Artikel abzubilden, weil soviel neues Wissen in lebendigster Form verarbeitet ist, die der Veröffentlichung den Wert eines aktuellen Artikels sichert. Aber über beide Werke ist hier schon so viel Lobendes gesagt, daß es genügen muß, festzustellen, daß jeder neue Band in seiner Ausstattung, besonders auch in dem prächtigen Bild- und Tafelmateriale, die geradlinige Durchführung des großen Planes aufs neue bestätigt. Der „Große Herder“ bringt bekanntlich neben den Schlagworterläuterungen Rahmenartikel, in denen der feste christlich-katholische Standpunkt zum Ausdruck kommt. Die Wichtigkeit der Entwicklung der katholischen Situation im neuen Deutschland verleiht gerade diesen Artikeln eine besondere Bedeutung.

*

War trotz viel äußerem Glanze ein Hauch von Tragik um das Leben Stresemanns nie zu verkennen für den, der tiefer blickte, so liegt auf seinem Nachlaß ausgesprochen Tragik. Der letzte Band von „Stresemanns Verhältnisse“, herausgegeben von Henry Bernhard unter Mitarbeit von Wolfgang Goeh und Paul Wiegler, ist nun erschienen (Berlin, Ullstein). Er behandelt die Zeit von Thoiry bis zum Ende des arbeits- und erfolgreichen Lebens. So viel für den Historiker an Neuem und Ueberraschendem, gelegentlich auch Inbiskretem, in diesem Bande enthalten ist, so erscheint das Ganze durch die neuere Entwicklung in Deutschland uns seltsam fern gerückt. Wir müssen aber unterstreichen, daß die Wichtigkeit dieser historischen Dokumente weit über die Unruhe der gegenwärtigen Zeit hinaus sich einmal auswirken muß. Die Wirkung aufs Ausland, die nicht ganz unbedenklich hätte sein können, ist gegenwärtig gleichfalls durch die Neugestaltung im Reiche abgeschwächt, und es wird nichts anderes übrig bleiben, als das Erscheinen des letzten Bandes jetzt zu verzeichnen und seine Auswertung auf eine Zeit zu vertagen, in der über drängende Aufgaben des Tages hinaus auch außer dem Historiker der Politiker wieder die Möglichkeit haben wird, Quellengeschichte der deutschen Entwicklung nach 1918 zu studieren. Etappen auf dem Wege zur deutschen Freiheit sind hier festgehalten. Schon aus diesem Grunde ist es ziemlich, auf die Bedeutung dieses historischen Dokuments hinzuweisen.

*

Der Verlag Albert Langen/Georg Müller (München) hat in der Reihe „Die kleine Bücherei“, deren hervorragende Qualität wir schon öfter feststellen konnten, wiederum einige neue Bändchen herausgebracht. Die Reihe beschränkt sich nicht auf Erzählungen, sondern sie bringt auch Gedichte und dramatische Literatur. Es sind neu erschienen Hans Friedrich Blund „Spul und Lügen“, Georg Britting „Die kleine Welt am Strom“, Hans Grand „Totaliter aliter“, Ernst Wiechert „Das Spiel vom deutschen Bettelmann“, Hanns Johst „Mutter ohne Tod“, enthaltend zwei Kabinettskürde Johst'scher Erzählungskunst. Diese Bücherreihe rechtfertigt sich selber durch die Namen der deutschen Künstler und durch die Wertigkeit ihrer Arbeit.

In „S. Fischers Bücherei“ (Berlin) sind neue Bände zu billigem Preise erschienen. Karl Böttner „Felix und Felicia“, ein Buch von wahrer Bodensee-Beschwingtheit und Fröhlichkeit, einer sympathischen Trunkenheit durch Landschaft und Wein, für die man das etwas zu ausgeprägte Bedürfnis nach happy end-mäßiger Leichtigkeit der Fabel gern in Kauf nimmt. Ferner David Garnett „Die Heuschrecken kommen“, die Geschichte eines tragischen Rekordfluges, aus dem Englischen überetzt von S. E. Herlitzka, in dem technische Phantasien auch menschliche Fähigkeit erweitert und Grenzen aufhebt neben einer sympathischen Nüchternheit in der Darstellung weiblicher Psychologie. Ein sehr starkes Buch von Joseph Conrad „Das Herz der Finsternis“, eine Fahrt auf dem Kongo in die Wunder und das Grauen der Größe und Furchtbarkeit Afrikas, und afrikanische Erzählungen von Kurt Heuser „Buschkrieg“, die jedoch nicht auf der Höhe der berühmten „Reise ins Innere“ des gleichen Verfassers stehen und sich neben Conrads Roman schwer behaupten können. Conrad versteht es, schon durch die Ruhe der äußeren Einleitung das Fieber und den Krampf, den der furchtbare Erdteil in den Menschen, die ihm verfallen sind, auslöst, in die reine Sphäre der Kunst und des Gestaltseins zu verlegen, während bei Heuser Krampf und Fieber in seinen Menschen unmittelbar toben und auch im Stil zu stark fühlbar bleiben. Als dritter Ausländer erscheint Jean Giono mit dem kleinen Roman „Der Berg der Stummen“ in dieser Reihe, und endlich ist

auch Thomas Manns „Tonio Kröger“ aufgenommen.

Daß von Carl Hauptmanns großem Roman „Einhart der Lächler“ (Leipzig, Paul List) eine neue Ausgabe erschienen ist — übrigens die 100. Auflage der Gesamtausgabe — sei mit aufrichtiger Befriedigung verzeichnet. Wenn wirklich die Erneuerungsbewegung dazu führen sollte, daß jetzt nach wahrhaft deutschen Büchern gegriffen wird, so kann Carl Hauptmanns Werk jetzt an den Platz gelangen, der

ihm so lange vorenthalten ist. Denn von den bisherigen Literaturpápsten wurde er nicht gegnet. Aber gerade sein „Einhart der Lächler“ ist im tiefsten Kern ganz deutsch, gerade in dem unerlöschlichen Glauben an die unerlösbaren Kräfte der menschlichen Seele und ihre lösende Kraft. Die Bejahung des Lebens, wenn sie auch in einem aus Schmerzen geborenen nachsichtigen Lächeln sich zeigt, ist eine unverlierbare Gabe gerade in unseren Tagen.

D. R.

Politische Rundschau

Die Weltwirtschaftskrise hat in den letzten Tagen eine neue, sehr erhebliche Verschärfung erfahren. Amerika, das anscheinend durch die inneren Schwierigkeiten seiner Landwirtschaft und durch die Erwerbslosigkeit — man spricht von 15 Millionen Erwerbslosen — eine rasche Lösung der allmählich tödlich wirkenden Lähmung der ganzen Wirtschaft einen raschen Ausweg zu suchen gezwungen war, hat den Goldstandard verlassen und steuert eine Inflation an, die man vorläufig mit dem schönen Namen Reflation deckt. Nachdem das Pfund bereits eine Abwertung durchmachen mußte, die dank der inneren Disziplin des englischen Volkes als Notmaßnahme eingeseht werden konnte, ohne daß es zu einem Abgleiten des Pfundes in die Tiefe kam, scheint nun der Dollar, den alle Welt für unerschütterlich fest hielt, denselben Weg gehen zu sollen. Die wirtschaftlichen Konsequenzen, die sich daraus ergeben, sollen hier nicht weiter behandelt werden. Es ist jedoch notwendig, sie insoweit zu streifen, wie politische Auswirkungen dadurch zur Auslösung kommen können.

Diese sind zunächst auf dem Gebiet der Regelung der interalliierten Schulden zu erwarten. Bei den Verhandlungen in Washington, die erst in der nächsten Uebersicht ausführlich behandelt werden können, wird die Schuldenfrage eine große Rolle spielen. Sie ist vorläufig noch nicht bis in die letzten Einzelheiten geregelt. Frankreich und England hatten taktische Positionen bezogen, die durch den Entschluß der amerikanischen Regierung nun völlig über den Haufen geworfen wurden. Frankreich scheint auch an der Weltwirtschaftskonferenz angesichts eines abgewerteten Dollars oder einer schwankenden Währung in Amerika kein übergroßes

Interesse mehr zu haben. Man hört viele Vermutungen, wie Amerika die beiden Schuldner zu Konzessionen veranlassen will; vielleicht spielt dabei die Abwertung des Dollars auch eine Rolle. Das sind bisher Vermutungen. Jedenfalls wird England auch politisch durch die finanzielle Entscheidung des Weißen Hauses auf dem Gebiet der Schuldenregelung wie in anderen Fragen, z. B. der Beziehungen zu den Dominions, stark berührt. Wir glauben, daß eine gewisse Verstimmung zwischen Amerika und England kaum ausbleiben wird. Frankreich kommt eine solche Wendung vielleicht politisch zugute, ein nicht günstiger Faktor für die internationale Lage, da jetzt der Eindruck verwischt werden könnte, den das Vorgehen der Franzosen nicht nur in der Schuldenfrage, sondern auch auf währungspolitischem Gebiet in Amerika gemacht hatte. Inflationswirbel lassen rasch vergessen. Das ist bedauerlich, denn die Hauptschuld an der Unruhe in der Welt, die letzten Endes die Wirtschaftskrise verursacht hat, trägt die Politik Frankreichs in den Jahren seit 1918. Das Diktat von Versailles ist schuld daran, daß die europäische Wirtschaft zerrissen und zerstört, daß danach infolge des Reparationswahnsinns die ganze Weltwirtschaft in schwere Erschütterungen geworfen wurde. Was die Welt heute an Unglück zu tragen hat, verdankt sie der pax Gallica. Das sollte man vor allem in Amerika über dem Taumel, der jetzt bei der beginnenden Inflation einsehen wird, nicht vergessen, sonst werden die Mittel zur Seilung falsch angewandt. Die Welt braucht vor allem Ruhe, Frankreich aber und seine Vasallen tragen die Unruhe hinaus in die Welt, sie können den Frieden nicht brauchen, weil sonst ihre pax Gallica ins Wanken geraten könnte.

Die internationale Lage ist heute unsicherer denn je, das gegenseitige Vertrauen der Völker ist auf den Nullpunkt gesunken. Die bereits fühlbaren Folgen einer beginnenden Entspannung, die nach dem Auskommen des Planes von Rom einsetzten, sind inzwischen wieder zunichte gemacht worden. Der Plan Mussolinis und MacDonalds, dessen Grundlagen annehmbar erschienen, ist durch die Vorfälle Frankreichs so systematisch zerpflückt worden, daß er heute schon als Stückwerk bezeichnet werden kann, in das nun durch die Genfer Verhandlungen über die Abrüstung noch manche Klausel hereingebracht werden wird, die seinen Sinn und Zweck vollkommen entwertet. Überall heht man gegen das Deutschtum, in vielen Fällen wird man hinter dieser eindeutigen Agitation die unsichtbare Hand der dritten Internationale vermuten müssen. Es scheint uns an der Zeit zu sein, in internationalen Ausprachen den Dingen zu Leibe zu gehen, bevor die Stimmung zu neuen Explosionen führt. Über die unerhörten Vorgänge in Polen und der Tschechoslowakei berichten wir an anderer Stelle.

Wer in Europa Unruhe stiftet, sollte sich doch klar darüber werden, daß die Welt zur Zeit inmitten eines Krieges steht, der freilich weit ab von Europa geführt wird, aber alle Schrecken des modernen Krieges täglich zeigt. Japan hat längst die Form der militärischen Kleinkaktion verlassen, es treibt seine Seeresäulen tief nach China hinein und benutzt die modernste Waffentechnik, um seine Stellung auszubauen. Gibt es nicht einen Völkerbund, der bewaffnete Konflikte verhindern soll? Haben wir nicht so etwas wie einen internationalen Gerichtshof zur Schlichtung von Streitigkeiten? War nicht vor kurzem noch eine Tagung in Genf, wo man in der sogenannten Dezemberformel die Grundsätze des Kellogg-Paktes ausbauen wollte? Japan ist aus dem Genfer Verein ausgetreten und hat sich freigemacht von den dumpfen Formulierungen; es holt sich einfach, was ihm notwendig erscheint und — die übrige Welt schweigt. Es ist nicht notwendig, die Fortschritte der Japaner im Gelände einzeln anzugeben, sie haben jenseits der chinesischen Mauer eine Art Brückenkopf geschaffen, um den Ausbau ihrer Stellungen in der Mandschurei zu decken. Ob es tatsächlich zu einem Vormarsch auf Tientsin oder Peking kommen wird, ist zur Zeit noch nicht zu übersehen. Es muß damit gerechnet werden, daß Japan bis zu diesen Städten vordringt, um für den Mandschuistaat die freie Zufahrt zum

Meer für die Ausfuhr und für seine eigene Einfuhr zu sichern. Die in China interessierten Mächte, England und Amerika vor allem, scheinen sich zu schwach zu fühlen, um ihre älteren Rechte geltend zu machen. Auch die Räteunion hat sich ohne große Aufregung von der alten russischen Einflußsphäre in Innerasien abdrängen lassen. Wir rechnen nicht mit einem ernstem Konflikt, denn Moskau kämpft für die Weltrevolution, nicht aber für Interessen des früheren russischen Reiches.

Es wäre allerdings falsch, wollte man mit einer kurzen Dauer der Verwicklungen in Ostasien rechnen. Die rein militärischen Aktionen werden in rascher Folge vor sich gehen, solange Japan ein Interesse daran hat, seine Position vorzutreiben. Die dann nachfolgenden politischen Kämpfe, die in erster Linie um den Lebensraum gehen dürften, wenn sie auch andere Kennzeichen nach außen hin tragen sollten, dürften von langer Dauer sein; es ist heute noch ganz unsicher, wer dann schließlich Sieger bleiben wird.

Der Prozeß der Moskauer Regierung gegen die englischen Ingenieure hat für die Sowjetunion eine Wendung genommen, mit der man wohl in Moskau nicht gerechnet hatte. Sonst wäre die ganze Vorstellung für die russischen Massen sicher unterblieben. England hat kurzerhand die Handelsbeziehungen zu Moskau abgebrochen. Es ist der zweite Abbruch, der erste erfolgte nach der Arkos-Affäre. Moskau hat sich damals sehr bemüht, die alten Beziehungen wieder herzustellen. Wenn es heute auch Repressalien ergreift, so wird es doch bald versuchen, einzulenken. Denn unter den heutigen Verhältnissen bedeutet der Schritt Englands eine schwere politische Niederlage für Moskau. Im Deutschen Reich ist der Kampf gegen die bolschewistische Wühlarbeit mit aller Energie aufgenommen worden; die Welt ist auf die Treibereien der Komintern aufmerksam geworden und will sich gegen die Weltrevolution schützen. In diese Atmosphäre der Ablehnung paßt es schlecht, wenn nun plötzlich in London der russischen Ausfuhr ein Riegel vorgeschoben wird, denn der Verlust an Devisen ist die Folge. Die aber hat man in Moskau dringend nötig, um die prekäre finanzielle Lage verbessern zu können. Wir möchten nicht annehmen, daß sich Amerika unter diesen Umständen bereiterklären wird, die Sowjetunion anzuerkennen, womit man in Moskau doch schon fest gerechnet hatte. Wir stellen die neue Schwächung der Sowjetunion fest, die im Innern mit großen Schwierigkeiten

rigelten kämpft und in der äußeren Arbeit nach dem Abbruch der Handelsbeziehungen zu England eine Niederlage erlitten hat. Der bis-

herige Kurs wird nicht mehr sehr lange aufrechterhalten werden können.

Reinoldus

Vor dem Schnellrichter

Die außenpolitische Lage

der deutschen Nation und des Deutschen Reiches hat sich in den verfloßenen Wochen zugleich verschlechtert und verbessert und ist, genau bezeichnet, widerspruchsvoll. Wir sehen bei dieser Feststellung von den enttäuschten Gefühlen der bisherigen Parasiten des Versailler Systems ab. Sie beweinen sich selbst. Das ist verständlich. Sie begreifen nicht den unersehblichen Vorzug, dessen sie teilhaftig werden, nämlich das Trauergefolge zum eigenen — freilich nur politischen — Begräbnis stellen zu dürfen. Auch ihr Trauermarsch, mit dem sie den Schritt der Ereignisse zu überbrücken trachten, ist nicht das Leitmotiv dieser Anmerkung: es geschieht da nämlich ein Doppeltes. Einmal sind alle Kräfte der Vernichtung, die gegen uns seit vielen Jahren im Felde stehen, nunmehr erneut entseßelt. Wir brauchen nur das Wort Polen auszusprechen, und wir erkennen, daß hier eine sehr ernste Gefahr am Horizont aufzieht. Darin liegt für uns ein Vorteil. Die Maulwürfe kommen auf den Rajen. Der Nachteil besteht darin, daß die wohlwollenden Kräfte, mit denen wir auch heute noch rechnen dürfen, gegenwärtig gelähmt sind. Sie sind daher nicht in der Lage, die Seher und Wühler zu bekämpfen. Jene beherrschen das Feld. Wenn sie auch keine Gegenliebe finden, so finden sie auch keine Gegnerschaft. Während sie also früher zum Teil schon im eigenen Land in der eigenen Umgebung widerlegt oder unschädlich gemacht wurden, so müssen wir uns ihrer heute direkt erwehren.

So groß nun aber auch ihr Einfluß sein mag, so richtet sich ihre Aktivität zunächst auf die innere deutsche Front. Wenn der Kanzler sagte, daß wir Außenpolitik mit der Stirn nach innen treiben müßten, so trifft diese Formel den derzeitigen Tatbestand durchaus. Unsere Sorge richtet sich nur darauf, daß der wirkliche Ernst der Lage von sehr vielen Menschen nicht erkannt wird. Dabei ist das Geschäftliche oder Wirtschaftliche eine Nebenfrage. Der Handel folgt der Flagge. Es bedarf nämlich vor allem einer geistigen Leistung, um

uns alle so zu ordnen, daß sich keine neue innere Front in der Außenpolitik bildet. Rund heraus gesagt: die Feinde rechnen immer noch auf das andere Deutschland, und diese Rechnung muß vor allem widerlegt werden.

Polen freilich wird bei diesen Kalkulationen in jedem Fall der Leidtragende sein. Das kriegerische Bedürfnis der Franzosen erstreckt sich hauptsächlich auf die Bundesgenossen. Die französische Militärhegemonie in Europa beruht ja vor allem auf den schwarzen Bataillonen in Afrika und auf den asiatischen Bataillonen in Ost- und Südosteuropa. Der französische Generalstab dürfte sich darüber im Klaren sein, daß in seinem Sinn der Wert eines Regiments weit über dem eines polnischen Regiments liegt. Denn jenes wird von französischen Offizieren befehligt, dieses aber nicht. Das gleiche gilt von tschechoslowakischen und südslawischen Truppen. Die polnische Zukunft beruht also auf der Frage, ob sie dem Quai d'Orsay die Knochen eines Negers wert ist, und diese Frage stellen, heißt sie schon beantworten. In der Anschauung der Franzosen rangieren Polen, Tschechen usw. unter dem Neger aus Algier oder Zentralafrika. In dieser Einschätzung liegt aber gegenwärtig die einzig reale Friedensbürgschaft. Sie gewinnt freilich mit unserer inneren Erstarkung täglich an Bedeutung. Wir sind nämlich weit davon entfernt, den Polen so einzurangieren, wie der Franzose es tut. Wir sind freilich auch nicht in der Lage, ihn zu überschätzen. Die letzten Wochen sollten jedem, der es wissen will, bewiesen haben, daß das deutsche Volk immer noch über sehr unheimliche Kräfte verfügt, und diese Erwägung sollte dort ernüchternd wirken, wo man noch nicht erkannt hat, daß die polnischen Truppen — wir wiederholen — die Neger der französischen Außenpolitik sind.

★

Eine der wesentlichsten Auslandswirkungen

der nationalen Umgestaltung in Deutschland ist der offene Ausbruch der Feindseligkeiten gegen alles, was deutsch heißt, in Polen. In Oktober-

schlesien, im Posenischen, selbst im ehemaligen Kongreß-Polen, in Łódź, in Warschau haben sich Uebervälle auf Deutsche ergeben, die an die schlimmsten Zeiten von 1920 bis 1921 erinnern. Deutsche Buchhandlungen, deutsche Zeitungen wurden zerstört, Angehörige der deutschen Minorität attackiert und geschlagen, und Proteste der deutschen Behörden in Warschau wirkten — bisher wenigstens — kaum beruhigend. Ja, es heißt sogar, daß die polnischen Seereskommandos den Angehörigen der Jahrgänge 1913, 1914, 1915 durch öffentlichen Anschlag nahegelegt hätten, bereits jetzt freiwillig sich zum Seeresdienst zu melden. Es kommen selbst Berichte über Teilmobilisationen! Die Ursachen dieser plötzlich aufflammenden Deutschfeindschaft sind von hier aus nicht immer ganz klar zu erkennen. Der Antisemitismus der nationalsozialistischen Bewegung ist eigentlich etwas, was den Polen bei ihrer Stellung gegen das Judentum kaum Anlaß zum Kampf gegen das Deutschtum sein könnte, und die angeblichen Uebervälle auf Polen, polnische Studenten in Deutschland, sind hier so unbekannt geblieben, daß man sich fragt, aus welchen Quellen darartiges in Polen mit solchen Ergebnissen in Umlauf gesetzt werden konnte. Wesentlich ist, daß offenbar in ganz Polen eine Welle des Nationalismus aufgestiegen ist, die sich hauptsächlich gegen alles Deutsche wendet, nachdem in den ersten Wochen der neuen deutschen Regierung, vor allen Dingen bei den Ostpolen des Wilna-Gebiets, die Sowjetrußland am nächsten liegen, noch beinahe eine Art von Sympathie für die antikomunistische deutsche Regierung fühlbar wurde. Man muß sich darüber klar sein, daß die heutige Stimmung nicht nur auf Kattowitz und Łódź, auf Warschau und andere Städte des Landes beschränkt ist, sondern daß sie das ganze Land Polen durchzieht. Man muß sich darüber klar sein, daß bis in die kleinen Grenzdörfer hinein offenbar ganz systematisch eine Stimmung gegen Deutschland erzeugt worden ist, in der die für die Polen typische Vermischung von Religion, Politik und Deutschenhaß zu wahren Kreuzzugsgefühlen gegen den westlichen Kampfbarn gesteigert worden ist, und zwar nicht erst jetzt, sondern schon vor dem Umschwung im Lande. Ein Flugblatt des katholischen Wladislaus-Zagiello-Komitees in einem kleinen Posenischen Grenzort beginnt seinen zu Neujahr erschienenen Aufruf zur Spende für die Wiederherstellung der Kirche und des Friedhofs, die offenbar 1919 bei den Kämpfen gelitten haben, bereits mit dem Satz: „Hundert Meter weiter, Hitler-Grenzsturmtropps“. Die Sehe hat offen-

bar schon seit langem begonnen und trägt nur jetzt die gewünschten Früchte. Deutschland heißt in diesem Flugblatt immer noch der rachsüchtige Unterdrücker, die Ausländischen werden Opfer deutscher politischer Gefängnisse genannt, die deutschen Einwohner des Ortes „eine Schar zu einer fremden Agentur verschworener verarmender Kolonisten.“ Diese Kämpfe in der Stille, dieses Aufwiegeln der politischen Leidenschaften noch in den abgelegensten Nestern ist im Grunde viel wichtiger als die sichtbar werdenden Ausbrüche des Hasses in den paar Großstädten des Landes. Man wird bei uns gut tun, auf diese Dinge achtzugeben; sie sind das wirkliche Barometer der Stimmung des Landes, und diese Stimmung scheint, wie dieser Aufruf zur Wiederherstellung der Kriegskirche beweist, alles andere als friedlich zu sein.



Der Saß der Versailler Kugnießer

umtobt auch sonst die deutschen Grenzen und wütet gegen die deutschen Volksgenossen, die der Gluch der Friedensbiktate vom gesamtdeutschen Volkskörper losriß. In Belgien, Elsaß-Lothringen und in der Tschechoslowakei wie in Polen erleben wir „gleichgeschaltete“ Vorgänge. In Belgien möchte man die Reichsfreudigkeit der Supen-Malmesbayer dämpfen, in Elsaß-Lothringen sucht man (französische Nationalisten und jüdische Demokraten in traurem Verein, wie der Theaterfandal von Straßburg zeigte) den Autonomismus abzuwürgen, und in der Tschechoslowakei wird das Sudetendeutschtum an die Kette gelegt. Am stärksten verbindet sich in Polen die Verfolgung der Deutschen mit der außenpolitischen Zielsetzung: der Furcht vor der Revision.

In allen Grenzgebieten aber hat in den letzten Wochen (und das kann die völkendeutsche Arbeit der vergangenen zwölf Jahre als ihren Erfolg buchen) das Deutschtum kulturell und politisch seine innere Ungebrochenheit erwiesen. Es ließ sich in seiner Mehrheit weder durch die Lügen der deutschfeindlichen Propaganda noch durch den Terror in seiner Grundhaltung beeinflussen, brachte vielmehr klar zum Ausdruck (und das gilt nicht zuletzt auch für Elsaß-Lothringen): der Kampf, den wir um unser Volks- und Heimatrecht führen, vollzieht sich unabhängig von den Vorgängen im Deutschen Reich, unabhängig von den parteipolitischen Sympathien und Antipathien, die wir auf Grund unserer Tradition und Einstellung naturgemäß haben. Dennoch sollten

weder der Terror, der in den abgetrennten Grenzgebieten gegen die bodenständige Bevölkerung angewendet wird, noch die deutsch-feindliche Propaganda der „Staatsvölker“, welche die ältesten „Kriegserinnerungen“ aus den Schubfächern holten, von der deutschen Staatsführung unterschätzt werden. Denn das alles erweist — wie leicht die Weltmeinung noch immer gegen Deutschland zu beeinflussen ist, und in welchem Maß jedes Wort und jede Handlung in Deutschland zu propagandistischen Rückwirkungen mißbraucht werden kann, bei denen die Auslandsdeutschen die wehrlosen Opfer sind.

Zum andern erhebt sich die gebietlerische Forderung, angesichts möglicher außenpolitischer Verwicklungen die innere Einheit des deutschen Volkes, zu dem auch die nicht-nationalsozialistischen deutschen Menschen gehören, so schnell wie möglich herzustellen. Wahre Großherzigkeit hierbei zu zeigen, ist das schönste Vorrecht des Siegers im innerpolitischen Kampfe.



Die österreichische Entwicklung

drängt der Klärung entgegen. Die in den Heimwehren organisierten Kräfte des deutschen Volkes in Oesterreich rebellierten gegen den Fürsten Starhemberg, dessen politische Instinktslosigkeit, neben dem Parteiegoismus der Christlich-Sozialen, die Hauptverantwortung für die Verwirrung der Fronten trägt. Die Heimwehren wurden gegen den Aufrumarismus gegründet; ihre Grundgesinnung war und ist selbstverständlich großdeutsch. Dem Fürsten Starhemberg blieb es vorbehalten, unter Verleugnung dieser Grundgesinnung, die Geschäfte des Legitimus zu besorgen, wobei sich persönlicher Ehrgeiz und Verkennung der Volkspsyche verbanden. Wenn nunmehr nach den Steirern und Kärntnern auch die Vorarlberger, Salzburger, Tiroler und Niederösterreicher dem „Führer“ den Gehorsam aufjagten, so offenbart sich an diesem Beispiel die erfreuliche Tatsache, daß die Kräfte des Volkstums stärker sind als die Diktaturbestrebungen der Regierung. Ihre Fehler beschleunigten den stürmischen Durchbruch des österreichischen Nationalsozialismus, der bei den Gemeindewahlen in Innsbruck 41 Prozent aller Stimmen auf sich vereinigen konnte, und gerade dieses Wahlergebnis zeigte auch, daß sich in Oesterreich nicht gegen den großdeutschen Gedanken regieren läßt, die gegenwärtige Lage vielmehr eine eindeutige Klärung des Bekenntnisses bei allen Parteien

verlangt. Hätten die Christlich-Sozialen rechtzeitig ihren Frieden mit der nationalen Opposition gemacht, so könnten auch sie mit besserem Gewissen in den Wahlkampf gehen, den die Regierung Vollfuß trotz ihrer außerordentlichen taktischen Beweglichkeit kaum mehr länger wird hinauschieben können. Denn auf dieser Regierung und ihren Parteien lastet der Vorwurf, daß sie die klare Entscheidung nicht gewollt hat, ja, daß sie außerdeutschen Strömungen geblissentlich nachgab, um dieser Entscheidung auszuweichen und sich als die „einzig mögliche“ Regierung an der Macht zu halten.

Auch der Österflug des Bundeskanzlers nach Rom diente der Vernebelungstaktik. Und schon der Anschein, als ob Herr Vollfuß bei Mussolini Hilfsstellung suchte, bedeutete für die Diktatoren Wiener Formats einen Prestigeverlust, mußte die gesamtdeutschen Instinkte der nationalen Opposition in verschärfstem Maße mahnen. Daß die italienische Politik die Herren Vollfuß und Starhemberg begünstigte, um mit ihrer Hilfe Ungarn und Oesterreich und vielleicht auch Kroatien „gleichzuschalten“, mag ein Tatbestand des italienischen Mittel-europaplanes sein, der den französischen Mittel-europaplan ablöste. Aber auch der „sacro egoismo“ des italienischen Faschismus erhält seine Grenzen durch den Gleichschaltungswillen des deutschen Volkes im Reich und in Oesterreich. Die angebliche Doppelstellung Italiens gegenüber Berlin und Wien ist zugleich höchst lehrreich. Offenbart sie doch, daß die Politik befreundeter Staaten nicht so sehr auf Gesinnungsgemeinschaft wie auf Interessen gegründet ist. Und wenn das italienische Interesse ein „selbstständiges“ Oesterreich bevorzugen möchte, so erheischt das deutsche Interesse, daß die Gleichschaltung zwischen Oesterreich und dem Reich unbeirrt im Zuge gesamtdeutscher Erneuerung durchzuführen ist. Diese Gleichschaltung ist eine Aufgabe der Völker. Die außenpolitische Aufgabe der Staaten, außenpolitische Freundschaften zu suchen oder fester zu knüpfen, bleibt davon unberührt, ja, die natürliche Verbundenheit zwischen dem Reich und Oesterreich wird, was man auch in Rom nicht verkennen dürfte, die Bündnisfähigkeit der Deutschen nur erhöhen.



Der Umbruch dieser Zeit

greift bis an das Tiefste im Menschen, an das Religiöse. Diese Erschütterung drängt auch zu reformationsähnlichen Erneuerungsversuchen im evangelischen

Lager. Aber sie sind noch allzusehr vom Politischen durchseucht. Denn selbst Bekenntnisgrundlage und Auftrag scheinen Erschütterungen ausgesetzt.

Die Forderung der „deutschen Christen“ lautet: „Wir fordern Gleichhaltung der Kirche!“ Sie versichern, sie wollten nicht die Selbständigkeit der evangelischen Kirche antasten, aber sie verlangen, daß die Führung der Kirche in die Hände von Männern gelegt wird, die bewußt auf dem Boden der nationalsozialistischen Revolution stehen. Diese Führung wollen natürlich die „deutschen Christen“ stellen. Alle deutschen evangelischen Kirchen sollen zusammengefaßt werden in einer „Reichskirche“. — Was hier gefordert wird, ist keine Erneuerung der Gemeinschaft der Gläubigen, sondern eine Nutzung der Kirchen und der religiösen Bewegung für die Neugestaltung von Staat und Volk im nationalsozialistischen Sinne. Alle noch so schönen Formulierungen können darüber nicht hinwegtäuschen, daß hier eine neue Staatskirche geschaffen werden soll. Das aber widerspricht im Kern dem Wesen und Sinn der Reformation Luthers. Er wollte eine Kirche der immerwährenden Erneuerung, aber in der Gemeinschaft der Gläubigen, in der jeder Einzelne in immer erneuter Wiedergeburt aus Christus ein lebendiges, schöpferisches Glied sein soll. Es ist ein Wahn, zu glauben, aus einer revolutionären politischen Bewegung eine religiöse Reformation erzwingen zu können. Hitler hat das einmal sehr treffend zum Ausdruck gebracht: „Wer über den Umweg einer politischen Organisation zu einer religiösen Reformation kommen zu können glaubt, zeigt nur, daß ihm jeder Schimmer vom Werden religiöser Vorstellungen oder gar Glaubenslehren und deren kirchlichen Wirkungen abgeht.“

Indes, kein evangelischer Christ wird sich verhehlen, daß seine Kirche — wessen Bekenntnis sie auch sei — einer tiefgreifenden Erneuerung bedarf. Die evangelischen Kirchen sind in einem trockenen, unfruchtbaren Traditionskult erstarrt, eine lebendige Gemeinschaft der Gläubigen gibt es nicht mehr. Nach dem Zusammenbruch ließ sich die Kirche zu einer Kirchenverfassung drängen, die nach dem demokratisch-parlamentarischen System von Weimar zugeschnitten war. Das führte zu einer Aufspaltung der Gemeinden, widersprach also der eigentlichen Aufgabe, die Gemeinde der Gläubigen zur brüderlichen Gemeinschaft zu ziehen. Nun, im Zusammenbruch dieses ganzen Systems, zeigen sich ähnliche Folgen wie im politischen Leben.

Die Erneuerung der Kirchen als die Gemeinschaft gläubiger Menschen kann nicht von außen herkommen, sondern nur von innen. Aus der Wiedergeburt des Einzelnen aus Christus, im Sinne Luthers. Daraus muß ein Leben nach den Grundsätzen des Evangeliums folgen. Nur durch Vorleben, durch Beispielgeben, durch die christliche Bruderliebe kann es gelingen, die Massen der Gottenfremden und im Glauben Schwankenden wieder zu gewinnen. — In dieser Richtung ist der Vorstoß der „deutschen Christen“ zu begrüßen.

Daraus ergeben sich die Aufgaben der Kirchen. In erster Linie die Aufgabe der inneren Mission. Die Kirchen müssen die lebendige Gemeinschaft der Gläubigen sein. Da sind Autorität, straffe Führung und klares, festes Bekenntnis notwendig. Der Erneuerung der Glieder muß die Erneuerung des Hauptes, der liberal eingestellten Kirchen „Behörde“, entsprechen. Allerdings mit mechanischem „Gleichschalten“ oder „Organisieren“ ist das nicht zu erreichen. Die jüngeren Pfarrer und Führer müssen an die Front. Ihre Aufgabe ist die Volkskirche auf der Grundlage der völkischen und sozialen Erneuerung.

Von wesentlicher Bedeutung für die Umgestaltung des ganzen Kirchenbaus ist im besonderen ein Punkt. In einem Aufruf zur Sammlung des Luthertums fordert der General-Superintendent D. Zoellner, Düsseldorf, Bischöfe: „Wir brauchen Bischöfe an der Spitze und keine Kirchenparlamente. Die synodalen Körperschaften müssen Arbeitsorgane am Gliedbau des Ganzen werden.“ Diese Forderung mußte einmal kommen. Aber — auf welcher Grundlage soll dieser Gliedbau errichtet werden? In der katholischen Kirche ist diese Frage in vorbildlicher Weise gelöst: die Hierarchie, der Organismus beruht auf der apostolischen Nachfolgeschaft. Auf dieser successio apostolica ist das Priesteramt gegründet. Damit jedem Zugriff der Staatsgewalt, jedem politischen Mißbrauch und jeder mehr oder minder gewaltsamen Gleichhaltung entzogen. Die entscheidende Frage ist: worauf soll das Priesteramt in der evangelischen Kirche gegründet werden? Hier eröffnen sich Perspektiven von ungeheurer Tragweite für die gesamte abendländische Kultur. Wer hier die Hand ans Werk legt, muß sich seiner unmittelbaren Verantwortung vor Gott bis ins Letzte bewußt sein.

★

Aus Dresden

hört man, daß dort in der Galerie die modernen Bilder abgehängt worden seien,

und zwar bis einschließlic Louis Corinth . . . Dabei handele es sich um die Bekämpfung der destruktiven Tendenzen in der Kunst, die man unter dem Namen „Untermenschentum“ zusammenfaßt. In Mannheim hat man eine kultur bolschewistische Ausstellung in der Kunsthalle aufgebaut, welche die Ankaufspolitik der letzten 14 Jahre anprangern soll. Darin befinden sich Bilder von dem greisen Rohls, von Marc, Nolde, Seidel, dem Norweger Munch, ja sogar von der frommen, braven Paula Modersohn. Otto Dix, Karl Hofer sind zwar auch vertreten — aber hier hat man die Qualität der Bilder nicht zur Diskussion gestellt, sondern nur gegen die Preise Stellung genommen.

Man kann diesen beliebig herausgegriffenen Vorgängen viele andere zur Seite stellen. Wenn man weiß, wie Adolf Hitler und Dr. Goebbels über moderne Kunst denken, wenn man las, wie Herr Stöckgen den Bildhauer Barlach gegen Angriffe aus dem eigenen Lager verteidigt hat, dann sieht man, wie dringend wichtig es wird, auch auf künstlerisch-kulturellem Gebiet eine „Gleichhaltung“ herbeizuführen, damit keine lokalen Fehler begangen werden, die schließlich die ganze Nation ausbaden muß. Die fatalen G'schastelhuber, die sich jetzt an die nationale Revolution heranschießen, und die in Verbänden — wie z. B. auch jüngst in mehreren Schriftstellerverbänden — versuchen, die ordentlichen und sauberen Männer der NSDAP. als Vorspann zu benutzen, um ein eigenes Pösthchen zu ergattern, üben hier eine gefährliche Wirkung. Noch gefährlicher als die vielen verbitterten Künstler, die ihre eigenen Mißerfolge den bolschewistischen Tendenzen der letzten Jahre in die Schuhe schieben.

Die Mitglieder der NSDAP. hatten im letzten Jahrzehnt lebenswichtige politische Aufgaben zu lösen. Es ist kein Wunder, daß sie für kulturelle Dinge zunächst keine Zeit fanden und oft denen das Feld überlassen mußten, die sich eben bei ihnen zum Wort meldeten. Nun, da die nationale Revolution ihr Ziel erreicht hat, wird es wichtig, daß jene Männer ein entscheidendes Wort sprechen, die auf Grund ihrer Liebe und ihres Verständnisses für künstlerische Dinge dazu berufen sind. Wir denken da an den Reichskanzler selbst, an die Minister Goebbels, Goering, Rust und an manche andere. Es ist klar, daß gerade diese namentlich erwähnten Führer der Regierung nicht die Zeit haben, sich mit allen diesen Dingen persönlich zu beschäftigen. Aber sie werden die Leute zur Beratung heranziehen,

Dingen etwas verstehen, und die wissen, daß in solchen Fragen die gute Gesinnung allein nicht genügt. Das neue Reich steht uns viel zu hoch, als daß man auf die Dauer die Seiterkeit aufbringen könnte, die manche Exzesse Irregelerleitet eigentlich erfordern. die wirklich von künstlerischen und kulturellen

★

Das neue Drama

des neuen Deutschland hat schneller, als man erwarten konnte, auf den Berliner Bühnen Fuß gefaßt: mit Maxim Gorkis „Siebenstein“, Kurt Kluges „Ewiges Volk“ und Hanns Johsts „Schlageter“ hat es die alte Zeit abgelöst und von dem veränderten Theater Besitz ergriffen. Die Raschheit dieses Erstehens ist nicht verwunderlich; die lebendigen Kräfte in dem jungen Nachwuchs standen lange, bevor sich der Aufschwung offiziell vollzog, mit ihrer Arbeit bereits durchaus im Bann der nationalen Bewegung. Die Ergreifung der Macht durch die nationale Opposition hat ihnen nur die bis dahin verschlossenen Pforten der Theater geöffnet. Dieses „Siebenstein“ liegt schon seit rund zwei Jahren vor, Kluges „Ewiges Volk“ seit mehr als einem Jahr und Hanns Johsts Schlageter-Drama ist eine so straffe, saubere Arbeit, daß sie bestimmt auch nicht erst nach dem Sieg der nationalen Bewegung geschrieben wurde. Das Drama ist dem Theater vorangegangen; es war lange vorhanden, als die Berliner Bühnen noch ahnungslos alles mögliche törichte Zeug spielten, statt zu begreifen, was die Uhr geschlagen hatte.

Es ist sehr eigen zu sehen, wie verschieden sich das Neue, neu Herausdrängende in den drei verschiedenen Autoren spiegelt. Im Grunde geht es in allen drei Stücken um die gleiche Sehnsucht und das gleiche Problem: jeder dieser Dichter ist getragen von dem Gefühl für Land und Volk, und jeder versucht festzustellen, was sich aus diesem Gefühl an Konsequenzen des Tuns, des Lebens ergeben muß. Am konsequentesten ist Hanns Johst. Er ist schon seit Jahren der nationalsozialistischen Bewegung eng verbunden; so ist sein Schlageter-Drama auch am meisten aus dem Gedanken und Gefühlskreis des Nationalsozialismus heraus gewachsen. Albert Leo Schlageter ist in diesem Schauspiel nicht der führende Held der direkten Aktion: er ist vielmehr der Mensch, der erst genau den Sinn seiner Tat sucht, in sich selbst die Bestätigung und die Sicherheit haben will, daß die scheinbar sinnlosen Unternehmungen Einzelner gegen einen bis an die Zähne be-

waffneten Staat doch für das Land, für das Ganze einen Sinn haben. Er beantwortet die Frage nicht selbst, wehrt sich zunächst sogar gegen das Mitmachen, nennt die Taten der Kameraden Wahnsinn, bis ihm der alte General, der „Führer“, das scheinbar Sinnlose als sinnvolles Opfer gedeutet hat, durch das Volk und Land zur Besinnung, zu sich selbst, zum Aufflammen gebracht werden muß. Schlageter geht erst ins Ruhrgebiet und handelt, als er dies erkannt hat, als er weiß, daß sein Leben und Sterben Saat auf Hoffnung, Opfer für die Zukunft, für das neue Reich ist. Das wird bei Johst klar, straff, mit scharfer Dialektik des Sprachlichen hingestellt; ein Stück jüngster Vergangenheit wird von der Gegenwart aus durchleuchtet — das Tun des Heute wird mit den Opfern von Gestern unterbaut und bekräftigt.

Ganz ähnlich, wenn auch nicht so scharf präzisiert ist die Problematik in Kurt Kluges Kärntner Schauspiel vom Ewigen Volk. Hier geht es um den Gegensatz zwischen Staat und Volk, um die Frage, wer im Moment der Gefahr das höhere Recht zu fordern hat, das Volk oder der Staat. Das österreichische Heer strömt von der Südfront durch Kärnten auf Wien zurück, die Serben drängen nach. Der Staat befiehlt weiteren Rückzug; das Volk verlangt, daß sein Land gehalten wird. Und als die Kärntner Truppen auf ihren Heimatboden gekommen sind, da flieht das Volk. Der General befiehlt den weiteren Rückzug, der Leutnant trogt dem Befehl, hält den Paß, bleibt mit seinen Leuten, so daß der General schließlich mit ihm bleibt. Aber Volk will mehr, Volk will das Ganze, sein ganzes Land. Das geht über die Kraft des Leutnants; er weigert sich, wieder südwärts vorzustoßen; da erschlägt ihn der Feldwebel, der Mann des Volkes, und stürmt nun als neuer Führer an der Spitze der Bauern und Soldaten dem Feinde entgegen. Denn Volk ist ewig, ist die letzte Entscheidung in den sich wandelnden Staaten; bei ihm ist die letzte Entscheidung auch über den Einzelnen und sein Schicksal.

Dieses Problemstellung ist viel weniger begrifflich formuliert. Sie ist viel mehr dichterisch gestaltet, aus dem Sprachlichen und den Gegensätzen der Seele entwickelt. Sein einstiger Leutnant Feuerstaak — Herr Mithel spielt ihn im Berliner Staatstheater ebenso wie Johsts Schlageter, und es ist sehr aufschlußreich, ihn in diesen beiden Rollen nacheinander zu sehen — sein Feuerstaat findet so wenig den Weg zum Bürgertum zurück wie Johsts junge

Offiziere. Er steht völlig isoliert mit seinen einstigen Kameraden aus dem Krieg in der bürgerlichen Welt des Verdienens und Selbstatens und Kinderzeugens; er sieht herum und wartet auf den Augenblick, da wieder irgendwo in der Welt etwas für Deutschland getan werden muß. Das Land hat Besitz von ihm genommen; er hat keinen Zugang mehr zu den Menschen der bürgerlichen Welt; seine Sprache gleitet an ihrer Sprache ab; man sieht plötzlich, wie tatsächlich in diesen fünfzehn Jahren ein völlig neues Deutschland entstanden ist, das selbst vergeblich noch Anschluß nach rückwärts an das Alte sucht, während es in Wirklichkeit nur seine Wege gehen kann. Feuerstaak läßt sich noch einmal ins Bürgerliche gleiten, heiratet, ergreift einen Beruf — aber vergeblich. Als sein Bursche Philipp, der so etwas wie der ewige Soldat des Krieges ist, ihm meldet, daß es nun soweit ist, da macht er sich auf und zieht mit ihm wie Schlageter in die Kämpfe im Ruhrgebiet, wo er untergeht.

Dieser Soldat des großen Krieges, der sich bei Johst für die Zukunft opfert, bleibt bei Ziese unter dem Bann des Krieges und wird dafür bereits abgelöst von einer neuen Jugend, für welche die Männer von 1914 bis 1918 vergangenheit, Soldaten sind, die nicht einmal einen Krieg gewinnen konnten. Die Gegensätzlichkeit der Zeit, die bei Johst aufs Politische beschränkt ist, wird bei Ziese im Menschlichen in den Generationen sichtbar. Die Widersprüche lassen bei ihm sowohl zwischen den Soldaten des Krieges und der bürgerlichen Welt wie zwischen den einstigen Kämpfern und den neuen, den jungen. Bei allem Tastenden wird in diesem Drama am meisten auch von den kommenden Problemen der Zeit sichtbar. Der neue männliche Staat, in dem für die Frau eine ganz neue Raumumgrenzung geschehen muß und wird, wird hier schon im Umriss sichtbar; die Frage der Auseinandersetzung zwischen staatlichem und bürgerlichem Leben und was dergleichen mehr ist, tut sich wenn auch nur als Frage ohne Johsts Sicherheit des Wissens um eine Antwort auf.

Drei Dramen stehen so nebeneinander, drei erste Stationen auf dem Weg zur neuen Dichtung. Sie sind all drei in ihrem Wesentlichen männlich, Stücke für Männer, in denen die Frauen passiv beiseite stehen. Sie werden kaum die Frauen für das neue Theater erobern; aber sie sind Schrittmacher auf dem Weg zur Zukunft, und die Haltung, die aus jedem von ihnen spricht, das Gemeinsame in aller Verschiedenheit, ist so von gespannter Energie er-

fällt, daß man dieser Zukunft endlich wieder einmal mit Keugler entgegensteht.

■

Es erscheint in diesem Zusammenhang nämlich, die höchst reale Wirkung Schlageters und seiner Kameraden gleicher Art im Ruhrkampf aufzuzeigen. Jetzt steht: wäre der Widerstand an Ruhr und Rhein 1923 nur passiv geführt worden, wie es die Reichs-, vor allem die Preußenregierung Braun-Severing wollte, dann hätten die Franzosen die Rheinische Republik erreicht. Es ist das Verdienst eines Schlageter und aller Saboteure und Aktivisten, daß der passive Widerstand der Bevölkerung sich langsam, aber sicher in einen höchst aktiven auswuchs. Im entscheidenden Augenblick, im November 1923, als deutsche Wirtschafts- und Finanzmänner, Partei- und Kommunalhäupter den gefährlichen Plan berieten, das ganze besetzte Gebiet zu einem „Selbstverwaltungs-körper“ mit eigener Regierung — schamhaft nannte man sie „Direktorium“ — und eigener Währung zu machen, flammte dieser aktive Widerstand auf. Gewiß, die Katastrophe der Inflation kam der französischen Zermürbungstaktik zu Hilfe; aber der Hunger biß diese Herren doch nicht ins Eingeweide wie die Massen der Bevölkerung. Es war nicht nur ein „Plan“, man verhandelte bereits. „Deputationen“ fuhrten zu Herrn Tirard, dem Vorsitzenden der Rheinland-Kommission in Koblenz. Herr Tirard leugnete natürlich jede Annexionsabsicht Frankreichs. Aber er forderte Garantien: der „Selbstverwaltungs-körper“ müsse Bundesstaat im Rahmen des Reiches werden, er müsse besondere Reservatrechte haben: eigenes Parlament, eigene Währung, eigene Bahnen, eigene Botschafter in Paris, Brüssel, London.

In Berlin hatte man keine Ahnung von diesen Projekten und Verhandlungen. Erst Ende

November wurden sie plötzlich bekannt. Da aber stand das Volk in Westfalen und im Rheinland auf. Auch in Berlin wurde man endlich lebendig. Zugleich griff die Bevölkerung das Separatistengefindel an. Es wurde geschossen und erschlagen. Der Geist Schlageters und der Aktivisten flammte auf. — Und der Spul war zu Ende. Die Direktoriums-Männer wollten nichts Versägliches geplant und verhandelt haben, und die Franzosen husten vor diesem Volkssturm zurück. In dem Stück von Johst fehlt leider jede Andeutung dieser Wirkung der Aktivisten auf das Volk und dieses Sieges Schlageters.

Doch auch an ein groteskes Nachspiel zu diesem heroischen Kampf um die deutsche Selbstbehauptung sei jetzt erinnert. Nach dem Abzug der letzten Franzosen aus dem Rheinland beschloß der Reichstag eine Befreiungs-Amnestie. Gegen die Stimmen der Sozialdemokraten. Weil die sogenannten Gememörder einbezogen waren. Die Karren der SPD konnten nicht begreifen, daß ohne diese Männer und ihren Einsatz das Reich wahrscheinlich zerfallen und zerstört worden wäre. Die preußische Regierung suchte natürlich die Amnestie zu sabotieren. Damit nicht genug, Braun-Severing leisteten sich noch mehr. Nach dem Abzug der Franzosen nahm das rheinische Volk eine kleine Abrechnung vor mit den Separatisten. Herr Severing schickte Polizeiverstärkungen ins Rheinland. Fehlte nur noch, daß der zum Schluß des Ruhrkampfes höchst aktiv gewordene Widerstand von der Preußenregierung unter Anklage gestellt worden wäre! Das geschah denn doch nicht, aber von den Männern, die damals von der Nation als Helden gefeiert wurden, rückten die Genossen ab; da waren diese wieder fluchwürdige „Nationalisten“ und konsequent welaerten sich die blinden Parteifanatiker der SPD, sie zu amnestieren. — Eine traurige Erinnerung!

Verzeichnis der Mitarbeiter dieses Heftes:

Generalmajor a. D. Professor Dr. Karl Haushofer, München. — Dr. Waldemar Hoffding, Berlin. — Leo Sternberg, Rüdeshelm. — Dr. Arvid Brodersen, Dronthelm. — Julius Zerzer, Linz. — Werner Deubel, Affolterbach. — Dr. Hans Prinzhorn, München. — Dr. Carl Saensel, Berlin. — Paul Bernhard, Rürnberg. — Dr. Paul Sechter, Berlin.

Der Wendepunkt im Leben und im Leiden

Monatsschrift zur Verbreitung nützlichen Wissens über das Leben des Körpers und der Seele, über Wesen und Erhaltung der Gesundheit, über Ursachen und Natur der Krankheiten, über Heilprozesse und Heilkräfte

Herausgegeben von

Dr. med. M. BIRCHER-BENNER

Wendepunkt-Verlag A.-G. • Zürich, Leipzig, Wien

Der X. Jahrgang begann am 15. Dezember 1932

Die Zeitschrift erscheint an jedem 15. des Monats

Preis des Einzelheftes: RM. -.80

Halbjahresbezug: RM. 4.50 zuzüglich Porto

Jahresbezug: RM. 7.60 zuzüglich Porto

Jedes Heft im Umfange von 50 bis 70 Seiten enthält neben anderen größeren Aufsätzen die Darstellung eines ganzen Krankheitsfalles, eine reichliche Fülle von Fragen mit ausführlichen Antworten, Beobachtungen aus dem Publikum, eingehende Buchbesprechungen und eine Seite Speisezettel

Wendepunkt-Verlag • Leipzig O 5

Die Ernährungsfrage ist eine der brennendsten Fragen der Menschheit geworden. Alle medizinischen Schulen wenden ihr heute größere Aufmerksamkeit zu als vor wenigen Jahren. Man kommt um die Tatsache nicht herum, daß kaum mehr ein Mensch ganz gesund ist und daß dies um 1850 anders war.

Die seelische Seite aller Krankheitserscheinungen darf aber bei vollster Würdigung der Ernährungsfrage nicht vergessen werden. Die Jahrtausendalte Erkenntnis, daß bei den meisten Krankheiten die seelische Komponente Berücksichtigung bedürfe, setzt sich in der Wissenschaft wieder durch.

Gesundheit von Körper und Seele ist das Ziel, dem der „Wendepunkt“ seit fast einem Jahrzehnt nachstrebt.

Aus Urteilen:

„Die vernünftigste und verbreitetste Zeitschrift, die — ihrer Führung würdig — für das, was sie sagt, den Ernst der Verantwortung trägt. Sie schreibt sachlich, anständig. Sie warnt frühzeitig vor den wohlgemeinten Uebertreibungen begeisterter Reformer, die bei den Einsichtigen auf berechtigten Widerstand stoßen müssen. Die wichtigen Wahrheiten verteidigt sie aber in jeder Weise, einleuchtend, dem Verstand zugänglich, unbeeugt durch Interessen und Mode.“

Frakun

Gerade jetzt —

unter dem Zeichen der nationalen Erneuerung Deutschlands — ist ein politisch-satirischer Rückblick auf die Jahre, die hinter uns liegen, von besonderem Reiz. Einen solchen Rückblick bietet

Das Frakun-Buch

die wohlbekannte Sammlung humoristisch-satirischer Zeitgedichte aus den letzten 10 Jahren. Sie erhalten „Das Frakun-Buch“ zum Vorzugspreise von Mark 2.— durch die Post nach Einsendung des Bestellzettels

Hier eine von den vielen Pressestimmen über das Frakun-Buch: Die „Westdeutsche Akademische Rundschau“ in Marburg a. d. Lahn, das amtliche Organ des Kreises V der Deutschen Studentenschaft, schreibt:

„Der originelle Witz und die Feinheit der Ironie, verbunden mit dem aus den Reimen hervorleuchtenden Grundton ehrlicher Liebe zu seinem Volk und zu seinen Mitmenschen — mochten sie auch manchmal zu boshafter und scharfer Feder Anlaß geben — verleihen dieser Zeitkritik einen über den Augenblick hinausreichenden Wert und rufen bei dem Leser manches, was seiner Erinnerung bereits entschlüpft war, wieder deutlich wach.“

BESTELLZETTEL

(Als Drucksache im offenen Umschlag mit 4 Pfg. frankieren)

An den

Verlag der DAZ, Berlin SW 68

Hierdurch bestelle ich: Exemplare „Das Frakun-Buch“ zum Vorzugspreis von RM. 2.— je Exemplar in Ganzleinenband (regul. Preis RM. 2.50)

Ort und Datum:

Name:

Genaue Anschrift:

Betrag ist eingesandt Postcheckkonto 254 32 — folgt nach Erhalt der Bücher (Nichtzutreffendes bitte streichen)

Frakun

Frakun

Frakun

Frakun

Frakun

Frakun

Deutschland erwacht

Die geistigen Grundlagen der Erneuerung des deutschen Volkes, seines Kampfes um Gleichberechtigung und um Revision der Friedensverträge und der Glaube an ein neues Reich der Deutschen bilden die tragenden Grundgedanken des soeben erschienenen Werkes

HANS EIBL

Vom Sinn der Gegenwart

Ein Buch von deutscher Sendung

Großoktav, Umfang XII u. 423 Seiten. Preis brosch. RM. 10.—, in Leinen geb. RM. 12.
Eine Leseprobe ist durch jede gute Buchhandlung kostenlos erhältlich

Ein Urteil für viele:

In Hans Eibl erstand der Gegenwart der maßgebende Geschichtsphilosoph. Sein „Vom Sinn der Gegenwart“ ist ein Werk enzyklopädischen Wissens, von einem universalistischen Denker konzipiert, im heroischen Glauben an einen letzten Sinn der deutschen und damit der abendländischen Geschichte geschrieben, aus einem intuitiven Wissen um den Zusammenhang der Welt der Werte heraus Superlativen sonst abgeneigt, hat man nur den einen Wunsch, daß dieses zur richtigen Stunde erschienene Werk in die Hände jedes Deutschen gelange!

Wiener Neuesten Nachrichten.

WILHELM BRAUMÜLLE
UNIVERSITÄTS-VERLAGSBUCHHANDLUNG - WIEN IX - LEIPZIG

Dienst am Deutschtum

ist die Reihe der **Schriften zur Minderheitenfrage**.
Lassen Sie sich von Ihrem Buchhändler vorlegen:

Statist. Handbuch des gesamten Deutschtums

Von *Wilhelm Winkler*

Leinen RM 10.—

Die Verfassung des Memelgebietes

Von *Albrecht Rogge*

Kartonierte RM 10.—

Der Kampf um die Saar

Von *Hans Siegfried Weber*

Leinen RM. 5.—, kartoniert RM 4.—

Der neue Herr von Böhmen

Von *Gustav Peters*

Kartonierte RM 3.—

Die kirchliche Rechtslage der deutschen Minderheiten katholischer Konfession in Europa

Von *Theodor Grentrup*

Kartonierte RM 11.—

Das deutsche Westpreußen

Von *Karl J. Kaufmann*

Kartonierte RM 4.50

Verlag Deutsche Rundschau G. m. b. H., Berlin SW 68

WILLY STIEWE:

SO sieht uns die Welt! Deutschland im Bild der Auslandspresse

Inhaltsangabe, zusammengestellt aus Urteilen der Presse:

100 Photographien aus der großen Presse des Auslandes geben uns die unmittelbare Anschauung dessen, was das Ausland von uns hält.

Niederdeutsche Zeitung, Hannover, 3. 3. 33.

Eine Zusammenstellung von bildlichen und textlichen Auslandsurteilen, wie sie sachlicher, amüsanter und zugleich drastischer noch nicht veröffentlicht wurde.

Mannheimer Tageblatt, 2. 3. 33.

Wie die Engländer Deutschland sehen, was die französischen Zeitungen schreiben, wie Italien denkt und wie man sich über das Rätsel Hitler in der Welt draußen den Kopf zerbricht, das hält Stiewe in Wort und Bild fest, das erhärtet er durch Beiträge von Mitarbeitern aus Genf, Mailand, London, Paris usw.

Neues Wiener Journal, 28. 2. 33.

Wir sehen Bilder, die uns den ganzen Abstand der reißend schnellen Entwicklung unseres Volkes von den langsam nachfolgenden Versuchen der anderen, diese Entwicklung zu verstehen, vor Augen führen.

Kyllhäuser, Berlin, 12. 3. 33.

Was dem Buche besonderen Wert verleiht, ist die Tatsache, daß dem Leser sozusagen mit Keulenhiebs die Bedeutung der Wort-, Schrift- und Bildpropaganda in der Außenpolitik eingehämmert wird.

Ostpreuß. Zeitung, Königsberg, 3. 3. 33.

Gute Begleittexte, zum Teil vom Verfasser, zum Teil von deutschen Auslands-korrespondenten, bereichern die wertvolle Schrift. Hiermit sind uns die geistigen Waffen an die Hand gegeben, der Verknennung deutschen Wesens zu begegnen.

Saar-Zeitung, Saarlouis, 10. 3. 33.

Kartonierte M 2,60

Ganzlein. M 3,20

Man kann nur allen verantwortlichen und zuständigen Stellen auf das dringendste nahelegen, dieses schmale Buch, gefüllt mit erdrückendem Material, zu studieren und zu lesen, was die Mitarbeiter Stiewes dazu schreiben.

Der Tag, Berlin, 26. 2. 33.

Verlag Deutsche Rundschau G. m. b. H., Berlin SW 68

Wollen Sie
zuverlässig
unterrichtet sein?

...dann lesen Sie die

Deutsche Allgemeine Zeitung

DAS GROSSE DEUTSCHE WIRTSCHAFTSBLATT